Supp 59241/3

Digitized by the Internet Archive
in 2016 with funding from
Wellcome Library

https://archive.org/details/b28742254

# Anleitung

zur

# Kenntniſs und Wahl des Arztes,

für Nichtärzte.

---

Von

Joseph Frank,

Primararzte im allgemeinen Krankenhause zu Wien,
vorher auſserordentlichen Lehrer der praktischen
Heilkunde zu Pavia.



---

Wien,
bey Schaumburg und Comp.
1800.

*Te enim alius non laedat, nisi ipse velis.*

EPICTETI ENCHIRIDION Cap. 37.



# Vorrede.

Man begreift sehr leicht, warum sich der Bürger eines Landstädtchens, seinem Arzte, — und der Bauer auf einem einsamen Dorfe, seinem Barbier, in den Tagen einer Krankheit auf gut Glück überlassen: denn beyde stehen theils nicht auf dem Grade der Kultur, welcher erforderlich ist, um ein wissenschaftliches, oder artistisches Individuum, auch nur obenhin, zu beurtheilen; theils gestattet ihnen die Einheit des Individuums keine Wahl. Aber tiefer liegt die Ursache, warum sich das gebildete

Publikum grofser und volkreicher Städte, welche von zahlreichen Ärzten bewohnet werden, so selten von Gründen der Vernunft, — gemeiniglich von dem zweydeutigsten Rufe, von dem Empfehlungshange, von der Protekzionssucht, vom sogenannten Glücke, und andern äufsern, zufälligen Umständen zur Wahl Eines Arztes aus mehrern Ärzten bestimmen lasse; und warum es sogar, den Glauben an die Möglichkeit aufgegeben zu haben scheine, jemals befähiget werden zu können, aus gültigen Merkmalen den Gehalt der Ärzte erkennen zu lernen. Man mufs sich daher billig wundern, dafs unser aufgeklärtes Jahrhundert zu Ende gehe, ohne dafs ein Schriftsteller von Sachkenntnifs dem Publikum grofser Städte eine Anleitung gegeben hätte, nach welcher es seine Ärzte richtiger als bisher würdigen, und zweckmässiger wählen könnte.

Ich versuche es also, in der vorliegenden Schrift den Nichtärzten eine Anleitung zur Kenntniſs der Ärzte zu liefern. Zwar fühle ich, daſs ich mich bey diesem Vorsatze, vielen unangenehmen Miſsdeutungen, — und zum Theile selbst dem Hasse des grossen Haufen der Ärzte aussetze. Es liegt aber dieses in der Natur des Gegenstandes, den ich mir zu bearbeiten vorgenommen habe; und mein lebhafter Wunsch, dem gemeinen Besten Vorschub zu leisten, so wie das wahre Verdienst des Arztes geltend zu machen, stählet mich um so mehr gegen hämische Anfälle: als ich mir selbst bewuſst bin, daſs ich mich von allen persönlichen Anspielungen enthalten habe; daſs ich die Fehler der Ärzte blos *in concreto* aufgefaſst, und dann in einem Bilde dargestellt habe, damit sich jeder, der sich getroffen fühlt, weil er nun das Kennerauge seines Publikums scheuen muſs, bessern

möge. Mein Bestreben gehet dahin, mit meinen Amtsbrüdern in Friede zu leben; ich trage gegen jeden unter ihnen die Achtung, welche ihm gebühret. Um ganz unpartheyisch zu seyn, habe ich mich sorgfältig gehütet, in dieser Schrift das Publikum für die Anhänger irgend eines der herrschenden Systeme der Heilkunde ausschliefslich zu gewinnen. Ich habe mir blofs vorgesetzt, den Arzt (gleichviel ob er sich für einen Hippokratiker, Sydenhamianer, Boerhaavianer, oder Brownianer bekenne) in seinen Verhältnissen mit der bürgerlichen Gesellschaft darzustellen, und ihn dieser letzteren selbst kenntlich zu machen.

Die Bibliotheken der Ärzte enthalten eine Menge von Werken, in welchen sowohl die Eigenschaften eines guten Arztes, als die Pflichten desselben, wahr und eingreifend vorgezeichnet sind; aber was nüt-

zen dem Publikum diese Werke in den Büchersammlungen der Ärzte?

Man hat in dem Gebiethe der schönen Wissenschaften und Künste die Erfahrung gemacht, daſs z. B. ein von den Eigenschaften eines guten Schauspielers wohl unterrichtetes Publikum, gute Schauspieler gebildet habe; daſs der öffentliche gute Geschmack, Künstler aller Art bessere und vervollkommne. Sollte es denn nicht möglich seyn, daſs ein Publikum, welches von den Eigenschaften unterrichtet ist, die einen wahren Arzt charakterisiren, auch seine Ärzte besser machen könne? Wenn jemals Aufklärung in einem individuellen Kunstfache wünschenswerth war; so ist es der Fall hier, wo es Menschenwohl und Menschenleben gilt. Was nützt auch die Aufklärung unter Ärzten, die von der Unwissenheit des Publikums Vortheil ziehen? Unter das Publikum muſs sie kommen,

damit es wisse, woran es mit seinen Ärzten seye.

Man hat es von einer unrechten Seite versucht, medizinische Aufklärung zu verbreiten, indem man die sogenannte Volksarzneykunst einführte, und noch immer emporzubringen trachtet. Allein dadurch hat man, vielleicht mit der besten Gesinnung, dem gemeinen Wesen mehr Schaden als Nutzen zugefüget: weil die Beförderer der Volksarzneykunst das Wissen und Können miteinander verwechselt, und die Grenzen zwischen beyden nicht scharf genug abgestecket haben. Die Heilkunde zerfällt in zwey Theile, wovon die eine, Wissenschaft, — die andere, Kunst ist. Der wissenschaftliche Theil ist ein Zweig der Naturhistorie, und kann, wie Botanik und Mineralogie, von jedermann erlernet werden, der Lust dazu hat. Nicht so ist es mit der Kunst, die in der

Fertigkeit besteht, sein Wissen bestimmt anzuwenden. Nichtärzte unterscheiden sich also, wenn sie auch Wissenschaft von der Kunst haben, doch immer dadurch von dem Arzte: daſs sie selbst keine Fertigkeit besitzen, ihr Wissen bestimmt auszuüben oder anzuwenden. Die Wissenschaft ist Nichtärzten anständig und dienlich, indem sie für die Erhaltung ihrer eigenen Gesundheit, nach Gründen sorgen, und über das Verfahren der Ärzte nicht ganz falsch urtheilen werden können. Aber überschreiten sie die Grenzen des Wissens, und betreten sie das Gebieth der Kunst; so sind ihre Handlungen Wagestücke der verderblichsten Art.

Wir leben in einer Zeitperiode, in welcher es sich unter Ärzten nicht, wie seit Jahrhunderten, bloſs von einer Spaltung wegen Meinungen, — sondern von einer gegründeten oder grundlosen Me-

thode zu heilen handelt. Schon hat das Publikum in allen grofsen Städten seine Aufmerksamkeit auf diesen wichtigen ärztlichen Streit geheftet; schon spricht man allenthalben von einer alten und neuen Heilungsmethode, und äufsert den gerechten Wunsch, einen für das Menschenwohl so bedenklichen Unterschied ausgeglichen zu wissen. Wenn gleich dieser wichtige Streit, von Seite der Ärzte, nur durch längere Erfahrung, durch gröfsere Aufklärung in dem Gebiethe physischer Kenntnisse, und durch das Ablegen persönlicher Gehässigkeiten, vorgefafster Meynungen, und der verderblichen Rechthaberey zum Besten der Menschheit wird ausgeglichen werden können; so kann doch von Seite des Publikums zur thätigeren Entscheidung dieses Zwistes dadurch viel beygetragen werden: dafs es sein Recht, von den Ärzten zu verlangen, dafs die Grundsätze

ihrer Wissenschaft, mit jenen der gesunden Vernunft und der Physik, als der Mutter der Heilkunde, nicht in Widerspruch stehen, und von jedem hellen Kopfe verstanden werden mögen, nie vergebe. Die Äusserung eines aufgeklärten Publikums wird von ungekünstelten Begriffen ausgehen, sobald es sich mit den streitigen Sätzen der Ärzte selbst bekannt gemacht, und die Lehre, welche ventilirt wird, sich einigermafsen eigen gemacht hat. Für diese Klasse des Publikums, habe ich mich entschlossen, die Arzneylehre des Schottländers John Brown, der eigentlich den grofsen Zankapfel unter die Ärzte geworfen hat, nebst einer kurzen Geschichte der Entstehung und Schicksale derselben, zu bearbeiten, und unter dem Titel: Darstellung der Brownischen Arzneylehre für Nichtärzte, herauszugeben; da-

mit das Publikum, bey der Entscheidung dieser Angelegenheit, auch seine Stimme zu geben im Stande seye.

Wien gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

# Inhalt.

# Anleitung

zur

# Kenntniſs und Wahl des Arztes,

für Nichtärzte.

# Einleitung.

Wenn man die Würde einer Wissenschaft an der Totalsumme der Kenntnisse, die ihr Gebieth umfaſst; an ihrem Zwecke, und an dem Nutzen, den die gesammte Menschheit aus ihr schöpft, miſst: so steht die Arzneykunde gewiſs auf der Stufenleiter der Doktrinen oben an. Die Deklamazionen des berühmten Misanthropen Rousseau; die drammatischen Mahlereyen des witzigen Moliere; und alle die Ausfälle, die man in den Werken der schönen Geister finden mag, gelten wohl den Ärzten, aber nicht der Arzneywissenschaft. Nie und nirgend wird unbefangener Menschenverstand an der Würde einer Doktrin zweifeln, welche eine groſse Anzahl von täglich vorkommenden Krankheiten, die ohne die Hilfe derselben sich unfehlbar mit dem Tode endigen, heilen lehrt. Das gröſste Lob, was man indessen der Heilkunde machen kann, ist der Vorwurf: daſs sie nicht im Stande seye, gewisse Krankheiten zu heilen; hiedurch legt man nämlich ein stilles

Zeugnifs ihrer Gewalt über das Heer derjenigen Übel, die als heilbar angesehen werden, ab.

Diese kleine Apologie gelte indessen nur von der geläuterten razionellen Heilkunde, die von genievollen Männern nach bestimmten Grundsätzen ausgeübt wird! im entgegengesetzten Falle ist sie, leider! die schrecklichste Geissel der Menscheit, und es ist selbst vorauszusehen, dafs der Schaden, den die Kunst in der Hand des unerfahrnen leichtsinninigen Arztes über Generazionen verbreitet, mit der fortschreitenden Kultur der Wissenschaft gleichen Schritt halten werde; denn so lange der theoretische Theil der Arzneykunde nicht auf festen Grundsätzen ruht; und so lange ihr praktischer Theil nicht den Gebrauch wirksamer Mittel als ein heiliges Gesetz aufstellt: kann sowohl ihr Nutzen als ihr Schaden nie so auffallend, als im entgegengesetzten Falle seyn, wo mit scharfen Waffen, welche, wenn sie den Feind nicht verwunden, den Freund angreifen, gestritten wird.

Männer, denen die Leitung der Medizinalanstalten, und die Prüfungen ärztlicher Kandidaten anvertraut sind, könnten hier viel thun, um dem Publikum die Wahl der Ärzte zu erleichtern, und die Gefahren, die ein Mifsgriff in dieser Hinsicht veranlassen könnte, zu verhüten. Damit sie aber im Stande wären, alles

das zu leisten, müſsten sie, nebst dem Rechte, das sie wirklich haben, allen jenen die Ausübung der Heilkunde zu untersagen, die am Ende ihrer medizinischen Laufbahne nicht die deutlichsten Beweise von Geschicklichkeit gegeben, auch bevollmächtiget seyn, nur Jünglingen von erprobtem Fleiſse, und vorzüglichen Talenten den Zutritt zu den medizinischen Kollegien zu gestatten, und alle übrige, von denen es sich vernünftiger Weise nicht voraussehen läſst, daſs sie der Erwartung entsprechen werden, davon abzuhalten.

Ich kann hier den Wunsch nicht unterdrücken, daſs Älteren, Pädagogen, und alle jene, die den Beruf des künftigen Staatsbürgers entscheiden, in der Hinsicht der Bestimmung zum Arzte das vortreffliche Werk des gelehrten Plouquet *) lesen, und darinn die meisterhafte Schilderung der Eigenschaften beherzigen möchten, die ein Jüngling besitzen muſs, um sich mit gutem Erfolge der Heilkunst widmen zu können. Möchte doch der berühmte Selle einen seiner Sprüche für sie nicht umsonst aufgezeichnet haben, den ich hier wörtlich anführe: „Wer einem mit den erforderlichen „Fähigkeiten versehenen Jüngling auf die Bah-

*) Der Arzt, oder über die Ausbildung, die Studien, Pflichten, Sitten, und die Klugheit des Arztes. Tübingen 1797.

„ne der Medizin hilft, und einem zweyten „weniger fähigen Kopfe einen andern Weg „zeigt, macht sich um die menschliche Gesell- „schaft in gleichem Maaſse verdient, da ihr „jener kaum so nützlich, als dieser schädlich „werden kann. *)

Die Anzahl der Ärzte steht in den kultivirtern Ländern Europa's mit der Menschenzahl in keinem Verhältnisse mehr, und bald wird man Legionen derselben errichten können, wenn nicht der Staat dieser Jatromanie unserer Jugend einen Damm entgen stellt. Sie keimt nämlich aus dem allgemein herrschenden Widerwille gegen die Erlernung nützlicher Handwerke; aus den Gefahren, denen der Handel bey andauernden kriegerischen Aussichten unterliegt, so wie aus verschiedenen andern Ursachen, empor.

Als noch der Hang zum Priesterstande herrschender war, als er es itzt zu seyn scheint, traten sehr viele Menschen nach vollendeten Studien in Klöster, Seminarien, oder, um die Sache umfassender zu bezeichnen — zur geweihten Fahne. Allein seit einer gewissen Zeit fallen alle diese Individuen mit einer Art von Wuth über die Arzneykunde her, so, daſs man in Versuchung geräth, zu glauben, sie hätten

*) Einleitung in das Studium der Natur- und Arzneywissenschaft. S. 6.

im Buche der Zukunft von der Gefahr einer, das ganze Menschengeschlecht bedrohenden Seuche gelesen.

Die reicheren Bürgerklassen und der Adel bestimmen ihre Kinder sehr selten zu Ärzten; der Soldatenstand, die Rechte, oder das *bel far niente*, wie der Italiäner so bezeichnend sagt, bilden den Berufskreis dieser Menschen. Daraus folgt, dafs nur die ärmere Menschenklasse dem Gott Äskulap Rekruten liefert, die die Kunst blos als einen Gewerbszweig betrachten, der seinen Mann zu nähren im Stande ist. Nun erfordert aber keine der Wissenschaften auf hohen Schulen so bedeutende Geldauslagen, so vielen Zeitaufwand, als die Arzneywissenschaft.

Freylich findet der Staat in manchen frommen Stiftungen Mittel, um dürftigen Studierenden zu Hilfe zu kommen. Er errichtet Gymnasien, oder sogenannte Kollegien, und giebt Pensionen, die hier zu Lande unter dem Namen der Stipendien bekannt sind. Die Absichten des Staates sind edel, und verdienen den Dank der Nazion; allein, so wie alles in der Welt seine doppelte Seite hat, so steht auch hier oft der Erfolg mit den Absichten im Widerspruche. Oft sind diese Stiftungen nur die Lockspeisen, die den jungen Menschen auf Universitäten zu gehen, reizen, der zu Hause am Pfluge, oder in einer Werkstätte dem Va-

terlande weit gröſsere Dienste geleistet haben würde; manchmal sahe sich der Wohlthäter gezwungen die Summen der Stipendien unter so viele Kandidaten zu theilen, daſs sie kaum hinreichen, die Bedürfnisse des Magens zu befriedigen, indeſs die Ansprüche des Geistes leer durchfallen; und wahrlich! wer könnte die possierliche Forderung an den Hungernden stellen, daſs er sein Geld vorher in den Buchladen trage, eh' er sich sein Mittagmahl kaufe?

Andere dürftige Studierende, die der Staat nicht unterstützet, geben sich mit Erziehung der Kinder ab, und werden Instructoren, oder sogenannte Hofmeister. Da aber das Studium der Arzneykunde einen Mann für sich allein erfodert, und dabey doch noch der hippokratische Spruch: *ars longa*, *vita brevis*, zu beherzigen kömmt; so läſst sich's leicht voraus berechnen, welche Fortschritte diese Leute bey getheilter Aufmerksamkeit machen können. Ich will hier nicht einmal den Schaden in Anschlag bringen, den die Erziehung der Zöglinge unter der Aufsicht solcher Jatro-pädagogen erleidet, da gewiſs auch die Würde und der Umfang dieses Amtes einen Mann für sich erheischen.

Lassen wir aber Trotz den mannichfaltigen Schwierigkeiten, unter denen die Flamme des Geistes so leicht erlöscht, den dürftigen Jüngling die medizinische Laufbahne bis zum Doktor-

grade vollenden! Hiezu bedarf er nun wieder einer beträchtlichen Summe Geldes, die er vor dem Tribunale niederlegen muſs, das über sein Talent urtheilt. Diese Summe wird theils der Universitätskassa einverleibt, theils unter den examinirenden Professoren und Ärzten getheilt. Hier tritt nun der Umstand ein: daſs die letzteren nur dann, wenn der Kandidat angenommen wird, ihr ganzes Honorar erhalten; und im entgegengesetzten Falle beynahe leer nach Hause gehen — ein Umstand, welcher der moralischen Handlungsmaxime eines Menschen sehr leicht eine andere Richtung geben, und der den Fall, daſs der Examinirende die Antworten des Kandidaten weit besser finde, als sie der strenge Richter nach Pflicht und Gewissen finden sollte, möglich machen kann. Wenn ich aber auch den Fall annehme, daſs die Prüfung ganz nach den Gesetzen vor sich gegangen seye — was wird nun aus dem neuen Doktor? in den ersten vier oder sechs Jahren gewähret ihm die Ausübung seiner Kunst selten Brod, da das Publikum sein Zutrauen nicht gerne Anfängern schenkt, und den Verstand der Ärzte nach der Erfahrung, die sie Zeit und Gelegenheit zu machen hatten, miſst. Er ist daher gezwungen, Wege einzuschlagen, die nicht allemal seinem wahren Vortheile, der Würde seines Berufes, seines Herzens, und dem Zwecke seiner Stu-

dien entsprechen. Mancher dieser Neo-Doktoren sucht sich an einen Arzt anzuschmeigen, dessen Ruf und ausgedehnte Praxis auch dem Klienten eine günstigere Aussicht eröffnen; andere treten in einen Spitaldienst, der meistentheils mit gar keiner — oder wenigstens mit einer sehr kargen Besoldung verbunden ist; wieder andere sind in die traurige Nothwendigkeit gesetzt, der Würde ihrer Kunst ganz zu entsagen, und die niedrigsten Mittel zu ergreifen, um sich fortzuhelfen. *) Die wenigsten

*) Nicht um des Elendes zu spotten, das die Thräne des besseren Menschen, und die Hilfe des Reicheren oder Mächtigeren verdienet; sondern um meine Leser zu überzeugen, dafs ich meine Farben bey diesem Gemälde, in Hinsicht auf die traurige Lage junger, dürftiger Ärzte, nicht zu grell auftrage, rücke ich hier folgenden Artikel aus den Beylagen zur Wiener-Hofzeitung (Nro. 61. den 1ten August 1798. S. 2310.) ein. Dort liest man:

Dienstsuchender.

Ein junger Arzt, der hier und auf andern Universitäten und Spitälern alle seine Studien theoretisch und praktisch bis zum Gradus geendet, lateinisch, deutsch, und etwas französisch versteht, sucht entweder als Privatlehrer, oder als Kammerdiener, am liebsten auf Reisen, nützlich zu werden. Wer ihn zu sprechen wünscht, beliebe seine Addresse bey dem Portier im allg. Krankenhause abzugeben, unter der Aufschrift: an Herrn L. E. Kandidaten der praktischen Medizin im allg. Krankenh.

haben die nöthige Unterstützung von Hause, oder von Gönnern, damit sie bessere Zeiten abwarten, oder jezuweilen eine Reise unternehmen könnten. Nur bey einigen dreistern, von denen man eben das sagen kann, was einst Horaz von gewissen Dichtern und Malern sagte:

*Quidlibet audendi semper fuit aequa potestas,*

geht die Industrie so weit, dafs sie, nach Rabners Ausspruche, einer der Hauptursachen der Autorsucht — dem Gefühle des leeren Magens — nachgeben, und aus lauter Liebe für ihre Wissenschaft, ein Journal, in einem gelben oder sonst in einem farbigen Umschlage, in die medizinische Welt spediren.

Der Schritt jener jungen Ärzte, die sich an einen alten, berühmteren Praktiker anschliefsen, kann unter keinem Gesichtspunkte getadelt werden. Sie schlagen den besten Weg ein, um ihr Erkenntnifsvermögen zu bereichern, ihr praktisches Gefühl zu bilden, und das *Savoir faire* in der Ausübung sich eigen zu machen. Um diesen Zweck zu erreichen, kann und mufs sich der angehende Arzt in manche unangenehme Launen seines Mentors fügen. Diefs geschieht unter allen Ständen, und vielleicht am wenigsten auffallend unter Ärzten. Doch haben auch hier Nachgiebigbeit und Geduld, diese so nothwendigen Tu-

genden eines Klienten, ihre bestimmte Gränzen. Sklavische Anhänglichkeit an die Methode des Protektors; heimtückische Verläugnung eigener Grundsätze auf Kosten der Wahrheit, so sehr sie auch mit jenen des Führers im Widerspruche stehen mögen, Theilnahme an Privathändeln — am Kunstneide, u. d. g. beweisen nicht die beste Anlage von Seiten des angehenden Arztes.

Ohne Zweifel sind Spitäler die wahre Schule zur Bildung junger Ärzte, wenn ihnen hier nur die nöthige Unterstützung gegeben werden könnte; wenn da nur lauter denkende, mit dem Umfange der Wissenschaft bekannte, vorstehende Ärzte angestellt wären; wenn da die Behandlungsart der Kranken nicht nach einem gewissen Schlendrian regulirt würde. Überhaupt leisten in dieser Hinsicht, im Allgemeinen gesprochen, öffentliche Heilanstalten bey weitem nicht alles, was man von ihnen zu erwarten berechtiget ist. Dieſs können aber blosse Plane — seyen sie auch noch so zweckmäſsig — nie ändern, so lange die Mittel der Ausführung zu weit ausser dem Wirkungskreise der Ärzte liegen.

Da die wenigsten unter den jungen Ärzten, nach zurückgelegter akademischer Laufbahne, Reisen zu machen im Stande sind; so wissen diejenigen, die diesen Vortheil genossen haben,

denselben auch überall geltend zu machen. Wirklich giebt es kaum etwas, was für die scientifische Bildung junger Ärzte wohlthätiger wäre, als Reisen, auf denen sie so mannigfaltige Gelegenheit haben, mit verdienstvollen Männern Bekanntschaft zu machen, und in den berühmtesten Heilanstalten ihren Beobachtungsgeist zu schärfen. Doch wie viel gehört nicht dazu, um unter fremden Himmelsstrichen die Ausbeute für Geist und Herz zu finden, wovon in dem Reisekompendium solcher Wanderer kein Wörtchen steht! wie oft haben diese Herren schon vor ihrem Ausfluge das, was sie in diesem oder jenem Lande sehen, loben, oder tadeln wollen, sich tief in die Tafeln ihres Verstandes geprägt! wie oft kann der Gelehrte, dessen Bekanntschaft sie machen, und um dessen Belehrung sie streben, vor der marktschreyerischen Garrulität dieser Reisenden nicht einmal zum Worte kommen! viele ziehen sich wohl auch den Unwillen edler, weiser Männer, durch unzeitigen Tadel von Nazionalgebräuchen, durch Personalitäten auf andere verehrungswürdige Wissenschaftsgenossen — durch Anekdotenkrämerey u. s. w. zu! Oft — und ich darf sagen — meistentheils, sind die berühmteren Ärzte allzusehr mit Geschäften überhäuft, als dafs sie Mufse genug hätten, sich mit jedem Reisenden, der an ihre Thüre klopft, in stundenlange Konver-

sazionen einzulassen. Dieſs ist vorzüglich in England der Fall, wo es dem Fremden so schwer wird, Zutritt zu finden. Die Frage: warum reisende Ärzte ihren Weg so gerne nach England, oder Schottland nehmen, wo überdieſs die medizinischen Anstalten, die in Deutschland oder Italien jedem Wiſsbegierigen offen stehen, eine Art von Monopol für den Vorsteher ausmachen, bleibt daher immer ein Problem. Diejenigen, die von derley Reisen zurückkommen, scheinen diesemnach in den meisten Fällen, mehr auf die Summe der ausgegebenen Louisd'or's, als auf jene der erworbenen medizinischen Kenntnisse, pochen zu können.

Einen nicht unbeträchtlichen Industriezweig für den neuen Doktor, gewähren die Journalfabricken, die in unsern Zeiten unser deutsches Vaterland mit medizinischen Modeartikeln überschwemmen. Jedermann weiſs, daſs die Buchhändler für medizinische Schriften in Hinsicht auf andere litterarische Produkte, die gröſsten Honorarien biethen; und darinn liegt es theils, warum unter dem funkelneuen Doktorhute der Authorkitzel so leicht rege wird. Allein die Herren wissen es nur zu wohl, daſs der Versuch, ein eigenes Werk zu liefern, nicht ganz ohne Gefahr seye; daſs dazu etwas mehr gehöre, als das: *creo te Doctorem* irgend eines Fakultätspräsidenten. Daher finden es so

viele von ihnen weit bequemer, auf dem Dreyfusse eines Kritikasterorakels zu sitzen, und hinter dem Schilde der Anonymität über die Werke der gröſsten Männer — über die Resultate einer vieljährigen Erfahrung — über die Früchte eines tiefen, lang fortgesetzten, kritischen Studiums — ihre kothige Rezensentengeiſsel zu schwingen, ohne von ihrem eigenen, inneren Gefühle, oder von dem medizinischen Publikum zu der erhabenen Stelle eines kompetenten Richters berufen zu seyn. Unterdessen ist dieſs der einzige — und vielleicht der kürzeste Weg für diese armseeligen Skribler, ihren Namen in die Welt zu schwärzen. Man nennt sie zugleich mit dem Namen jener verdienstvollen Männer, welche sie mit Koth zu werfen die Dreistigkeit hatten.

Das Gemälde, welches ich hier von der gewöhnlichen ärztlichen Bildung entwerfe — so unvollständig es auch seyn mag — enthällt doch, wie ich glaube, Züge genug, die zum Beweise dienen können, wie wenig die Laufbahne, die der Haufe der Ärzte meistens betritt, dazu gemacht ist, würdige, gesittete Heilkünstler zu bilden. Fürchtete ich hier nicht auszuschweifen, so sollte mir es eben so leicht werden, darzuthun, daſs die Methode, nach welcher auf manchen Universitäten die Arzneykunde gelehret wird, eben nicht die zweckmässigste seye. Unter dem Drucke eines systematischen Zwanges

versplittert da die Jugend ihre Zeit mit dem Studium hypothetischer Subtilitäten, indeſs das wesentlichste der Doktrin, der praktiscke Theil derselben, ganz vernachlässiget wird. Denkende Ärzte haben es laut gestanden, daſs sie in der Ausübung der Kunst alles vergessen müssen, was sie auf Universitäten methodisch gelernt hatten. Zudem wird die Arzneykunde auf hohen Schulen viel zu zerstückt vorgetragen, als daſs sich der Schüler eine richtige Idee des Ganzen machen könnte. So lehrt z. B. ein Professor die Zergliederungskunst, d. h. die Geographie des menschlichen Körpers, ohne von dem Gebrauche der verschiedenen Theile reden zu dürfen, weil er so dem Lehrer der Physiologie vorgreifen würde. Dieser lehrt die Verrichtungen der Organe, aber spricht kein Wort von den Veränderungen, denen sie in Krankheiten unterliegen, weil er diese Mühe dem Professor der Pathologie überläſst, der den Schüler nur von der Natur der Krankheiten, ihren Ursachen, Zeichen, u. d. g. unterrichtet. Weiter darf er aber auch nicht schreiten, wenn er nicht in das Fach seiner Kollegen eingreifen will. Ein Vierter lehret die Zubereitung der Arzneymittel; ein Fünfter demonstrirt Botanik; doch weder dieser noch jener darf von dem Gebrauche zusammengesetzter Mittel, oder der Pflanzen, reden. Dieses

Recht besitzt der Professor der Heilmittellehre ausschliesslich; er allein spricht von den Eigenschaften, Kräften der Medikamenten, u. s. f. von der Anwendung derselben aber, der Therapie, muss er schweigen, wenn er nicht die Rivalität eines Amtsbruders erwecken will, vor dessen Forum diese Lehre gehört. So wird der Geist der Schüler, im eigentlichsten Sinne des Wortes, von Pontius zum Pilatus geschickt, bis ihn endlich die Hand des klinischen Lehrers an das Krankenbette leitet. Hier soll er nun aus allen den Fragmenten eines vierjährigen Unterrichtes, den er stückweise — ohne Zusammenhang — meistens nach verschiednen — oft gar entgegengesetzten Theorien, erhielt, sich ein Ganzes bilden, und in einem Jahre die Fertigkeit erwerben, Krankheiten, deren er — vorzüglich in kleinen Städten — so wenige sah', heilen zu können.

Trotz allen den fürchterlichen Klippen, woran jedes mittelmässige Talent scheitern muss, gelingt es inzwischen doch manchem Genie, sich kühnen Fluges über dieselben zu erheben, und sich zu Hygäens würdigem Priester zu bilden. Die Anzahl dieser geistigen Glücksritter ist aber so klein, dass es nicht selten das Loos derselben ist, unter dem grossen Haufen der Charlatane, der Empiriker, und der Unwissenden, unbemerkt zu bleiben.

Gelänge es mir, mit diesen Bögen zu der, mit dem Besten der leidenden Menschheit so innig verknüpften Kenntniſs und Wahl solcher Männer beyzutragen, so würde dieſs die gröſste Belohnung für mich seyn.

---

# Erste Abtheilung.

## Von der Person des Arztes überhaupt.

---

### Erstes Kapitel.

*Von dem äuſserlichen Anstande des Arztes.*

Niemand hat bey allen Bürgerklassen zu jeder Stunde so freyen Zutritt, als der Arzt; und niemand hat mehr Gelegenheit, in Familienverhältnisse, so sehr sie auch hinter dem Vorhange der Geheimnisse liegen mögen, eingeweiht zu werden, als er. Ihm werden oft Geheimnisse, die nicht selten das Lebensglück so manchen redlichen Hausvaters bestimmen, mit dem herzlichsten Zutrauen aufgedeckt; ihm vertraut unbesorgt der zärtlichste Ehemann seine Gattin, und der strengste Vater seine Tochter. Bey dieser Lage der Dinge, kann und darf es keinem Familienvorsteher gleichgültig seyn, welchem Arzte er seine Thüre öffne.

Die Geschicklichkeit in der Ausübung der Heilkunde ist keineswegs die einzige, ausschlieſsliche Foderung, die das Publikum an den Arzt zu stellen berechtigt ist. Reinheit der Sitten, und der

ganze übrige Hausschmuck der Tugenden, welche die Empfehlung jedes rechtlichen Staatsbürgers ausmachen, sucht die Welt vorzüglich in dem Herzen und in dem Verstande des Arztes auf. Das Konvolut aller dieser Prätensionen der feineren — gebildeten Welt, zeichnet sich öfters durch den äuserlichen Anstand aus.

Das bekannte Sprichwort: das Ansehen trüget, mag immer seine Ausnahmen haben; allein diese Ausnahmen sind gröſstentheils nur subjektiv gültig; — das ist: sie haben mehr in der Unerfahrenheit derjenigen, die irrig beobachten, und falsch schlieſsen, als in der Unzuverlässigkeit des Sprichwortes selbst, ihren Grund. Wollten wir immer nur Handlungen, deren Quelle wir so selten kennen, zum Maſsstaabe unseres Urtheils über Menschengehalt machen; so müſsten wir unsere Menschenkenntniſs nur in dem kleinen Zirkel holen, in welchem wir leben und weben; und wir befinden uns doch so oft in dem gesellschaftlichen Leben in der Lage, uns Menschen in die Hände werfen zu müssen, von denen wir kaum das Gesicht — vielweniger das Herz — dieſs groſse Räthsel der Anthropologen — kennen. Es bleibt uns also nichts anderes übrig, wenn wir nicht ganz inkonsequent verfahren wollen, als der Maſsstaab des Äuſserlichen, den man aber auch nur behutsam anwenden muſs. Dieses Äuſserliche besteht in Physionomie, Kleidung, Lebensart.

Ohne dem berühmten Lavater eine Lobrede zu hälten; ohne die vielen gewagten Ausflüge einer überspannten Imaginazion in Schutz zu nehmen, läſst sich doch mit Grund behaupten, daſs die Physionomik viel Wahres und Brauchbares enthält. Es wäre daher zu wünschen, daſs eine, vielleicht in mancher Hinsicht verunglückte, Probe, aus ihr ein wissenschaftliches Gebäude aufzuführen, andere geistvolle Männer von fernern Versuchen nicht abhalten möchte!

Jeder gebildete Mensch besitzet ein physionomisches Gefühl, und in diesem Gefühle müssen wir die Erklärung des Räthzels suchen, warum wir beym ersten Anblicke so unwiderstehlich an gewisse Menschen gekettet werden, indessen uns ein anderer, nach jahrelangem Umgange — unter allen Verschiedenheiten der Lebenssituationen, nie einen herzlichen Händedruck abgewinnen kann. Das Gefühl, das die Thiere, die unter freyem Himmel ihre Nahrung suchen, leitet, indem sie hier an einer mageren Distel käuen, und dort die fette, hochemporragende Giftpflanze unberührt lassen, hat schon so oft die Bewunderung des Naturforschers erregt. Verdient dann das Gefühl, das den Menschen in dem wechselseitigen Umgange leitet, das ihm so oft die Quelle seiner Lebensfreuden wird, die er aus dem Becher schlürft, den ihm hier die Hand eines redlichen Freundes, dort eine theure Gattin reichet, nicht bemerkt zu werden? man unterdrücke

diese schöne Flamme nicht! man lasse vorzüglich dann die Stimme dieses Gefühls gelten, wenn die Rede von der Wahl eines Arztes ist. Der gesunde Mensch kann immerhin seiner Antipathie ein kleines Opfer bringen; aber von dem Kranken, auf den alles mit zweyfacher Gewalt einwirkt, entferne man jede Sache sorgfältig, welche nur von weitem den Anschein des Schädlichen hat.

Diejenigen, die bey den Fortschritten der Physionomik eben nicht ihre Rechnung finden würden, mögen es mir verzeihen, dafs ich diesen Gegenstand berühre; ich folge blos dem Beyspiele Hippokrates, der schon zu seiner Zeit die Physionomie des Arztes als keine Nebensache behandelte. Dieser Vater der Heilkunde fodert von seinen Amtsbrüdern eine denkende, ernsthafte, aber nicht mürrische Physionomie, weil der Arzt sonst leicht für hartherzig gehalten werden könnte. Zu gleicher Zeit tadelt er aber auch diejenigen, die durch einen übertriebenen Frohsinn, der bey jeder noch so unbedeutenden Gelegenheit in lautes Lachen übergeht, dem Kranken überlästig werden. *) Eine treffliche Lehre für jene Söhne Äskulaps, die die Role der, von Schaubühnen und Antichambern verbannten Hanswurste, oder Hofnarren übernommen zu haben scheinen!

*) De medico.

Auch der Anzug, das heifst, die Kleidungsart des Arztes, kann zu seiner Empfehlung dienen. Ich berufe mich hier abermal auf den Ausspruch des Hippokrates. Auch er empfiehlt Reinlichkeit und Anftand im Anzuge. Dessen ohnerachtet, haben die Ärzte bey den meisten Völkern sich durch einen sonderbaren, grotesk-komischen Kleiderstil ausgezeichnet. In Frankreich war es beynahe bis auf unsere Zeiten Mode, Perrücken zu tragen, und der junge Arzt konnte nirgends Eintritt finden, wenn ihm nicht dieser ehrwürdige Schild auf dem Kopfe safs. In Rom giengen noch vor kurzem alle Doktoren, so wie überhaupt alle öffentliche Beamte, als Abbaten herum, und der Leibarzt Seiner Heiligkeit war so gar mit dem Prälatenornate geziert, so wie ihm der bey den Italiänern viel bedeutende Titel, Monsignore, beygelegt werden mufste. In vielen andern Städten Italiens, wie z. B. in Turin, gehen die Ärzte alle in schwarzen Kleidern. Daher werden sie auch meistens in diesem schwarzen Ornate auf die Bühne gebracht. In Deutschland beobachten sie, soviel ich weifs, kein besonderes Kostume, obwohl man sie meistentheils daran erkennt: dafs sie, trotz der Jahreszeit und Witterung, *chapeau-bas* und mit schnellen Schritten gehen; gerade, als wenn bey ihnen der Kopf, auf den sonst die Menschen so äufserst delikat sind, am wenigsten zu bedeuten hätte.

So nöthig ein gewisses Kostume denjenigen Beamten seyn mag, deren Pflicht es ist, öffentlichen Funkzionen beyzuwohnen; so schädlich könnte oft die Einführung desselben unter Ärzten werden. Ein groſser Theil der Pazienten bekömmt alsobald Alterazionen, wie man sagt, wenn sich der Heilkünstler ihrem Bette naht, indem sie in angstvoller Ungeduld das Urtheil, das er über ihren Zustand zu fällen im Begriffe ist, erwarten. Ihr Puls erleidet dann merkliche Veränderungen, weſswegen kein behutsamer Arzt denselben fühlet, bevor er nicht einige Zeit sich am Krankenbette aufgehalten hat. Würde er nun noch sein äuſseres Wesen in eine Art von Prunkkleid hüllen; so müſste dieser Eindruck noch weit heftiger seyn, und könnte allerdings schädliche Folgen für den Kranken haben. Die leidende Menschheit ist in diesen Zeitperioden, wo sie in das Grab zu sinken beginnt, so sehr von andern geplagt; daſs der Arzt wirklich alles vermeiden sollte, was die Summe des Elendes solcher Unglücklichen zu vermehren im Stande ist.

Es giebt gewisse Ärzte, die, um ihrem Äusseren einen genialischen Anstrich zu geben, oder weil sie vielleicht von Geburt aus nicht viel auf Anstand halten, immer *en negligé* — bisweilen wohl gar *en* Diogenes einhergehen. Von diesen Menschen läſst sich nicht erwarten, daſs sie auf die, zur Genesung so wesentlich nothwendige Reinlichkeit sehen werden. Zudem ist es auch äuſserst

eckelerregend für die Pazienten, sich von solchen Leuten berühren zu lassen; vorzüglich gilt dieses von jenen, welche die saubere Gewohnheit haben, mit ihren von Tobak besudelten Fingern über die Zunge der Kranken zu fahren. Ich will hier nicht einmal der vielleicht übertriebenen Furcht erwähnen, der man es zuschreiben mufs, dafs manche Leute solche Ärzte als Niederlagen ansteckender Krankheiten ansehen.

Soviel ist gewifs, dafs die Unreinlichkeit das schicklichste Mittel zur Fortpflanzung des Ansteckungsstoffes abgiebt, und dafs unreine Ärzte leicht die lebendigen Vehikeln desselben werden können. Über diesen Punkt verdient besonders des berühmten Staatsrathes Weikard Abhandlung von der Unreinlichkeit *), welche, so wie alle die Schriften dieses grofsen Arztes, sehr viel Schönes und Wahres enthalten, von diesen Menschen beherziget zu werden.

Ein allzu galanter und ängstlich gewählter Anzug wäre von Seiten des Arztes immer ein Fehler; der aber eben nicht so schädlich werden kann, es wäre denn, dafs der Arzt defswegen seine Zeit an der Toilette vergeudete, oder seine Visiten mehr dem Spiegel, als dem Pazienten abstattete. Übrigens wird sich ein solcher medizinischer Adonis,

*) Vermischte Schriften 1 Thl. — und Toilettenlektüre für Damen und Herren 2. Thl. p. 361.

mehr den Modehändlern, als den Kranken empfehlen. Es läfst sich auch nicht leicht von einem solchen medizinischen *Petit-maitre* erwarten, dafs er sich mit den, hie und da doch so nöthigen, Untersuchungen gewisser Ausleerungen beschäftigen werde.

Nichts empfiehlt den Arzt so sehr, als wenn er die schöne Kunst, sich vortheilhaft zu präsentiren, versteht, und in alle seine Handlungen, in seinen gesellschaftlichen Umgang diejenige Haltung zu legen weifs, die man mit dem Prädikate des feinen Tones der feinen Lebensart bezeichnet; eine Eigenschaft, die dem Heilkünstler um so nöthiger ist, als er bey allen Bürgerklassen Zutritt findet, und öfters mit Personen zu thun hat, die den Zirkel der höhern feinern Welt ausmachen. Obschon gedachte Vorzüge bey manchen Völkern, wie z. B. bey den Frankreichern, so innigst mit dem Charakter verwebt sind, dafs man sie vielmehr für ein angebohrnes Nazionaleigenthum halten sollte; so ist es doch auch wieder wahr, dafs sie eben so oft die Früchte einer guten Erziehung sind. Viele Ärzte waren nie in dem Falle, eine solche Wohlthat geniefsen zu können, wie das aus demjenigen ersichtlich wird, was ich in der Einleitung von den Kandidaten der Arzneykunde sagte. Das Leben, das viele Studirende auf Akademien führten, ist ganz dazu gemacht, ihr Äufseres immer roher zu machen, und den sanften Hauch sittlicher Bildung ganz aus ihrem Wesen zu wischen. Am öfte-

sten tritt dieser Fall auf jenen Akademien ein, die in kleinern Städten errichtet sind, wo die Erhohlungen der Studirenden so äufserst monoton sind; und wo die bachanalischen Purschenfreuden alles wieder verderben, was natürliche Anlage, Edukazion, Lehre und Lektüre gut gemacht haben.

Manche Ärzte geben sich ordentlich Mühe, die Gesetze der feinern Lebensart abzugewöhnen, und suchen so in Sonderbarkeiten ihre Auszeichnung. Sie folgen hierinn dem Beyspiele gewisser Dichter und Tonkünstler, denen man gerne so etwas zu gute hällt, weil man weifs, dafs Verstand und Gefühl dieser Leute meistens etwas exaltirt sind. Ganz anders verhält sich die Sache bey dem Arzte, dem bedachten Forscher der Natur. Sonderheiten in seinem Betragen, erregen die Vermuthung, dafs seine Ideen eben so exotisch, wie sein Charakter, seyen. Wenigstens habe ich die Bemerkung öfters gemacht, dafs Ärzte, die sich an solche Sonderheiten gewohnt hatten, ihre Kranken auch nach der sonderbarsten Methode behandelten. Immer fallen dergleichen Sonderlinge bey dem vernünftigen Theile des Publikums in den Verdacht des Scharlatanism, den ich nur nach den deutlichsten Beweisen des Gegentheils bey Seite zu setzen rathe.

Oft ist das Betragen der Ärzte, in der Periode ihres Ruhmes, sehr von jenem verschieden, das sie beobachteten, als sie ihre praktische Laufbahne begannen. Dortmals waren sie human, leutseelig, zu-

vorkommend, und bisweilen wohl gar — kriechend; jetzt, nachdem sie sich dahin geschlichen haben, wo nur der Mann von edlern Grundsätzen stehen sollte; nachdem sie — um mich eines etwas trivialen, aber doch sehr bezeichnenden Ausdruckes zu bedienen — ihr Schäfchen ins Trockne gebracht haben, werden sie hochmüthig, nachlässig, unverträglich — beleidigend. Menschen dieser Art verrathen stäts ein unedles Herz, und eben so unedle Grundsätze; und ziehen, wie Gregory *) bemerkt, den unedelsten Vortheil aus dem Zutrauen, das man auf ihre Geschichlichkeit setzet.

*) Vorlesungen über die Pflichten und Eigenschaften eines Arztes. p. 32.

## Zweytes Kapitel.

### *Von den physischen Eigenschaften des Arztes.*

Hippokrates sagt: „es gehöret zu dem Ansehen des Arztes, dafs er eine vortheilhafte Person „habe, gut aussehe, und seiner Anlage nach etwas „wohlbeleibt seye, denn, setzt er hinzu, viele „glauben, wenn der Arzt hierinn selbst nicht wohl „beschaffen seye; werde er auch bey andern diese „Eigenschaften nicht hervorzubringen im Stande „seyn." *) Hierauf gründet sich das Sprichwort: *medice, cura te ipsum.*

Ein berühmter römischer Arzt alter Zeiten, Asklepiades, fodert noch mehr als Hippokrates, und behauptet: ein guter Arzt müsse nie erkranken. Er wenigstens befolgte diese Regel, und ward sechs und achzig Jahre alt, ohne jemals krank gewesen zu seyn, und auch da verlor er sein Leben durch einen Fall.

Ohne eben den Umfang der Kenntnisse eines Arztes an dem Umfange seines Körpers messen zu wollen, sieht man doch leicht ein, dafs eine feste, dauerhafte Gesundheit ein unabläfsliches Bedingnifs

*) *Περι Νητρȣ̃.* opp. Ed. p. 19.

für den Arzt ist, der die Pflichten seines Berufes, im vollen Sinne des Wortes, erfüllen will. Man bedenke nur die geistigen und körperlichen Anstrengungen eines Menschen, der zu jeder Stunde, bey jeder Witterung, zu jeder Jahreszeit in die Häuser so mannichfältiger Kranken laufen, und dort dann erst mit Launen, Vorurtheilen, mit den Kunstintriguen, und endlich mit all den Schikanen einer hartnäckigen Krankheit kämpfen mufs! Auch die Ansteckungsgefahr, welcher der Arzt ausgesetzt ist, kann hier in Anschlag genommen werden.

„Es ist sonderbar, sagt Ploucquet, dafs „manche Leute einen an einer permanenten Krank-„heit leidenden Arzt in eben derselben zu Rathe „ziehen, freylich in der Voraussetzung, er kenne „das Übel um so genauer." *) Ich finde hierinn das so sehr Sonderbare nicht.

Es ist eine unumstöfsliche Wahrheit, dafs wir alle unsere Kenntnisse von den Sinnen erhalten. Nichts ist in unserem Verstande, was nicht vorher in unsern Sinnen war; so hiefs ein Axiom der aristotelischen Schule. Daher ist es ein so wesentliches Bedürfnifs des Menschen, dem es um die Erweiterung seines Erkenntnifsvermögens zu thun ist, vollkommene Sinne zu haben; und bey keiner Klasse von Bürgern ist diefs mehr der Fall, als bey den Ärzten, deren Wissenschaft

*) Der Arzt. §. 21.

so ganz auf Erfahrung, und auf genaue Bemerkung dessen, was ausser ihm vorgeht, beruht. Daher gebe man bey der Wahl eines Arztes vorzüglich darauf acht, ob er vollkommene Sinne habe?

Das so sehr zur Mode gewordene kurze Gesicht erschwert dem Arzt die Bestimmung der Krankheit mehr, als man gewöhnlich zu glauben geneigt ist. Viele Übel bringen bestimmte Veränderungen in den Gesichtszügen hervor, die manches Licht über die Natur der Krankheit verbreiten, welche aber solch einem Kurzsichtigen leicht entgehen. Verschiedene Krankheiten der Haut können von einem kurzsichtigen Arzte gar nicht beurtheilt werden, es seye denn, er lege sein Gesicht auf den Pazienten, und setze sich so der Gefahr der Ansteckung nochmehr aus.

Auch ein feines Gehör ist dem Arzte wesentlich nothwendig, wenn er das Lispeln der Pazienten bey Brustkrankheiten, oder sonst bey großer Schwäche, vernehmen will. Außer dem giebt es nicht wenige Krankheiten, zu deren Erkenntniß die Untersuchung der Modifikazionen der Stimme ungemein viel beyträgt. Ohne hier der Krankheiten des Gaumens, über welche die Beschaffenheit der Stimme sehr viel Licht verbreitet, zu erwähnen, betrachte man nur das auffallende Mitleiden *(consensus)* welches zwischen den Zeugungstheilen und dem Stimmorgane herrscht! Wie könnte man von

einem halb-oder wohl gar ganz tauben Arzte ein richtiges Urtheil über diese Gegenstände erwarten?

So verschaft auch das Geruchorgan dem Arzte manchen wichtigen Aufschlufs über Erscheinungen in Krankheiten; es wäre daher zu wünschen, dafs dieser Sinn bey jedem Heilkundigen in dem besten Zustande wäre. Oft erkennet man durch den blofsen Geruch des Schweifses den bevorstehenden Ausbruch eines Hautausschlages. So deuten, z. B. sauerriechende Schweifse, vorzüglich bey Kindbetterinnen, den Friesel an. Nicht selten ist man zweifelhaft, ob bey gewissen Geschwüren der darunter liegende Knochen angegriffen: d. h. ob Knochenfäule da seye, oder nicht? diesen Zweifel löset das Daseyn eines eigenen, spezifischen Geruches, der die Knochenfäule besonders charakterisirt, am besten. Man glaube ja nicht, dafs der Mangel am Geruche ein so seltenes Phänomen seye! ich wenigstens habe selbes wahrgenommen, und die Ursache, warum man so selten es entdeckt, scheint blos darinn zu liegen, weil dieser Fehler sehr leicht geheim gehalten wird, wenigstens leichter als der Mangel anderer Sinne.

Am Geschmacke (in so weit die Zunge davon Richter ist) fehlt es den Ärzten Gottlob! selten. Fälle, in welchen dieser Sinn verloren geht, kommen überhaupt nicht oft vor, wenn man denjenigen Fall ausnimmt, der bey alten Leuten eintritt, die an eine sehr gewürzte Kost gewohnt sind, und

wobey das Empfindungsvermögen der Zunge verloren geht, oder die an sonstigen Krankheiten dieses Organs gelitten haben, ausnehmen will. Sonderbar ist es, daſs bey Schlagflüssen, die eine Lähmung zur Folge haben, welche den Gliedmassen und andern Theilen so oft das Vermögen, sich zu bewegen und zu empfinden, raubt, doch die Zunge das Gefühl, das ist den Geschmack meistens beybehält, obschon auch ihr Bewegungsvermögen gehemmt, oft wohl auch ganz verloren ist. Diese Erscheinung läſst sich leicht aus der Nervenlehre erklären, da die Nerven, die zur Bewegung der Zunge dienen, und jene die den Geschmack eigentlich bilden helfen, einen ganz verschiedenen Ursprung haben.

Um wieder zu meinem Gegenstand zurückzukommen, werde ich meine Leser nicht nur mit dem Vortheile, den ein gut bestelltes Geschmacksorgan dem Arzt, in der Untersuchung über die Eigenschaften der Dinge darbiethet, bekannt machen, sondern ich werde ihnen auch zeigen, daſs der Heilkünstler oft in Fälle komme, von diesen Fähigkeiten Gebrauch machen zu müssen. Ich rede hier nicht allein von der Schuldigkeit des Arztes, diejenigen Arzneyen, über deren ächte Zubereitung Zweifel entstehen, selbst durch den Geschmack zu prüfen; sondern auch von der Nothwendigkeit, daſs er selbst die Eigenschaften einiger durch Krankheiten veränderter Säfte durch dieses Mittel untersu-

che. Vorzüglich tritt dieser Fall bey der Harnruhr, dem sogenannten Diabetes, ein. In diesem sonderbaren, in Italien nicht so seltenen, Übel verliert der Pazient eine ungeheure Menge Urins; ein Zufall, der eine Art Abzehrung — meistens den Tod zur Folge hat. Manchmal hat der Harn gar keinen veränderten Geschmack — oft ist er aber auch süfs. Ja es giebt Fälle, wo er süfs ist, ohne in der Menge zugenommen zu haben. Hier ist die Zunge das einzige Mittel, der Natur des Übels auf die Spur zu kommen. Wer sich einmal der Heilkunde widmet, darf das Wohl seines Kranken nie der Delikatesse seiner Sinne aufopfern. Überdiefs ist der Urin in dieser Krankheit weder durch seinen Geschmack, noch durch seinen Geruch eckelhaft, da er fast keine thierische Eigenschaften erreichet hat. Zum treffendsten Vergleiche, den man zwischen ihm und einem andern bekannten Dinge machen kann, dienet der Saft des Birkenbaumes. Nichtärzten kann die Anmerkung, dafs aus dem Urine der Pazienten, die mit der Harnruhr behaftet sind, Zucker zubereitet worden ist, neu und daher auch gewissermafsen nicht uninteressant scheinen. Ich selbst gieng einen Schritt weiter, liefs ihn gähren, und brannte Weingeist daraus.

Das Gefühl, auf welches sich, so zu sagen, die übrigen Sinne zurückführen lassen, darf bey dem Arzte am wenigsten vernachlässiget seyn; eine Behauptung, die wohl nicht erst der Beweise

bedarf. Ärzte sollen daher alles vermeiden, was diesen Sinn abstumpfen kann, als: harte Handarbeiten, das Spielen gewisser musikalischer Instrumente, wobey die Fingerspitzen hornartig werden, u. d. gl. Von einem Arzte, der Holzhauers-Hände hat, erwarte man daher kein richtiges Urtheil über den Puls, über Verhärtungen im Unterleibe, oder sonst über Gegenstände, über deren Gegenwart oder Abwesenheit nur ein feines Gefühl entscheidet.

Wenn es wahr ist, dafs das Alter einen bedeutenden Einflufs auf die physischen Eigenschaften aller Geschöpfe, also auch der Ärzte hat, so verdient dieser Gegenstand gewifs auch hier eine kleine Betrachtung. Um aber dem Verdachte auszuweichen, als wollte ich jungen Amtsbrüdern eine partheyische Apologie halten, werde ich den berühmten Zimmermann sprechen lassen:

„Man hält insgemein die Erfahrung, sagt „dieser grofse Gelehrte, *) für die Kenntnifs einer „Sache, die aus dem öftern Anschauen derselben „entsteht. Ein Mensch, der viel gereiset ist, hat „nach diesen Grundsätzen die gröfste Erfahrung „von der Welt; ein alter Offizier hat die gröfste „Erfahrung in dem Kriegswesen — eine alte Kran„kenwärterin in der Arzneykunde. Nichts scheint „vollkommener, als ein Arzt, der eine Menge

*) Von der Erfahrung in der Arzneykunde. 1. Thl. p. 3. 1794.

„Kranke gesehen hat; nichts ist bey dem Pöbel „ehrwürdiger. Ohne nach den Merkmalen einer „wahren Erfahrung sich zu erkundigen, giebt man „einem alten Weibe, und einem alten Arzte den „Preis, den man einer alten Erfahrung geben sollte. „Man frägt nicht: sind Sie gelehrt? sind Sie scharf- „sinnig? haben Sie Genie? man frägt: sind Sie „grau?

„Diese Urtheile fließen aus dem Begriffe, den „sich der einsichtlose Theil der Menschen von dem „Alter macht. Man vermuthet von einem alten „Manne, er habe mehr gesehen, als ein Jüngling, „und schließt: er habe mehr gedacht, weil er mehr „gesehen hat. Man verehrt darum unüberlegt das „unwürdigste Alter; darum verlieren die erha- „bensten Eigenschaften und die schönsten Thaten „ihren Werth, wenn man von ihrem Urheber „spricht: er ist jung. Das einzige Vorrecht, wel- „ches der verdienstvolle Jüngling dem unwürdigen „Greise nicht abläugnen kann, ist die Zahl der „Jahre; die Erfahrung wird darum an dieses elende „Vorrecht gebunden, damit dem Alter wenigstens „diese Zuflucht noch bleibe, die Jugend zu unter- „drücken, und den ausgedorrten Bäumen gleich „mit ihren fruchtlosen Ästen den Wachsthum der „jungen, aufschießenden Zweige zu hemmen.

„Die Unwissenheit der betagten Ärzte bedient „sich dieses Vorurtheils; ihr Alter macht sie ver- „muthen, sie haben viele Kranke gesehen; ihre

„ohnmächtige Erfahrung ist der einzige Beweis ih-
„rer Sätze, die einzige Stütze ihres Unsinnes, die
„einzige Brustwehre, mit der sie noch ihre Blöſse
„bedecken.

„Das Alter giebt Gelegenheit, den Geist zu
„erweitern — aber nicht jeder will ihn erweitern,
„und nicht jeder Geist ist dieser Erweiterung fähig.
„Das Alter eines würdigen Arztes ist ein würdiges
„Alter; der Ruhm begleitet ihn auf seinen Wegen;
„die Hochachtung der jungen Ärzte eilt ihm ent-
„gegen; sie nennen ihn ihren Vater, ihren Führer,
„ihren Schutzgeist in Gefahren. Aber ein Alter,
„das auf eine unrühmliche Jugend folgt, oder das
„Alter eines schlechten Kopfes, ist ein nichtsbedeu-
„tendes Alter. Die Weisheit kann nicht die Wir-
„kung siebenzig geistlos durchwanderter Jahre
„seyn. Ein unwürdiger Greis ist in meinen Augen
„mehr nichts, als ein erwachsenes Kind; seine
„ganze Stärke ist Hartnäckigkeit; sein zahnloser
„Mund die Quelle seines Stolzes. Alte Dummköpfe
„betrachten nicht, daſs sie schon im Mutterleibe
„grau gewesen sind.

## Drittes Kapitel.

*Von den moralischen Eigenschaften, der Geistesfähigkeit, Beurtheilungskraft u. s. w. des Arztes.*

Eine der vorzüglichsten Eigenschaften des Arztes ist die Menschenliebe, diese Empfindsamkeit des Herzens, die uns für das Unglück unserer Mitgeschöpfe fühlbar macht, und daher die kräftigste Triebfeder für uns ist, ihnen hilfreiche Hand zu biethen. Ein Arzt, der mit dem Blicke der Theilnahme das Leiden eines Kranken betrachtet, wird denselben gewifs nicht eher verlassen, bis er nicht alles erschöpft hat, was die Kunst ihm darbiethet. Selbst in der Entfernung vom Krankenbette wird der Zustand eines solchen Pazienten der Gegenstand seines Nachdenkens seyn, und er wird hierüber die besten Schriftsteller zu Rathe ziehen. So trägt auch Menschenliebe in dem Arzte zur Erweiterung der Kenntnisse bey, deren Kultur dem gefühllosen Heilkünstler dann, wenn er einmal soviel gewinnt, als er bedarf, nicht mehr am Herzen liegt.

Man macht sanft fühlenden Ärzten den Vorwurf, dafs sie bey der Ausübung ihrer Kunst, die hiezu so nothwendige Gelassenheit und Standhaftigkeit verlieren, und vor lauter Mitleiden nicht

wissen, was zu thun ist. Hiedurch würde dem Kranken freylich nicht geholfen seyn. In den meisten Fällen aber ist dieser Vorwurf ungegründet, und könnte höchstens nur bey einem Arzte, dessen Empfindsamkeit gar zu exotisch ist, oder bey einem solchen, der seine Geliebte, sein Kind, oder seinen Busenfreund in gefahrvollen Krankheiten behandelt, Platz finden. Aufserdem erlangen auch die mitleidigsten Ärzte durch die vielen Scenen des Unglücks, deren Zeugen sie täglich sind, das Vermögen, alles Sanfte des Erbarmens zu fühlen, ohne dadurch die Gegenwart des Geistes zu verlieren.

Es giebt Ärzte, welche die Kunst besitzen, auch dann Theilnahme zu heucheln, wann ihr Herz jedem Eindrucke dieser Art verschlossen bleibt. Eine solche Verstellung läfst sich aber leicht erkennen. Ein wahrhaft theilnehmender Arzt fühlt sowohl die Leiden des Armen, als des Reichen. Der Mann von edlem und erhabenen Herzen ist sogar in den Äufserungen des Mitleids gegen Leute von hohem Range zurückhaltender, als gegen Niedrige, weil er unwürdige Deutungen scheuet, die man öfters hierüber zu machen gewohnt ist. Der Heuchler hingegen hat Thränen im Auge, sobald ihm eine reiche vornehme Dame über Vapeurs klagt, während dem er gefühllos den Armen an den fürchterlichsten Konvulsionen hinsterben sieht.

Die G e d u l d mufs gewifs auch unter die Hauptugenden eines Heilkundigen gerechnet wer-

den. Die besten Menschen werden oft, wenn sie eine auch noch so unbedeutende Krankheit überfällt, in ihren Launen unerträglich. Es ist äufserst schwer, ihnen etwas recht zu machen. Diefs ist eine Folge der Krankheit, und kann nur mit der Ursache des Übels gehoben werden. Der Arzt macht sich lächerlich, wenn er hier dem Pazienten einen aufgeweckten Humor einpredigen will, den er nicht in seiner Gewalt hat. Mit eben dem Rechte, und gewifs mit dem nämlichen Erfolge könnte er ihn auch bitten, fieberfrey zu seyn. Unter diesen Umständen bekömmt dem Arzt die Geduld sehr wohl, und der Pazient vergilt bey der Wiedergenesung durch ein dankbares verzeihen sie mir ersterem sein menschenfreundliches Benehmen während der Krankheit.

Doch geschieht es nicht selten, dafs die Launen der Kranken aus ganz andern Quellen, als aus dem Übelbefinden strömen. In diesem Falle ist es keineswegs die Pflicht des Arztes, die Spiele solcher Launen mit niederträchtiger Geduld zu ertragen. Reiche Leute wähnen, den Arzt mifshandeln zu dürfen, weil sie ihn freygebig bezahlen, und es giebt elende Amtsbrüder genug, die sie durch ihr kriechendes Betragen gewissermafsen zu diesem Glauben berechtigen. Manche Personen bilden sich ein, die Natur verfahre ungerecht mit ihnen, weil sie ihnen kein Freypatent gegen Krankheiten ertheilet und sie bisweilen daran erinnert, dafs auch sie

Menschen sind. Sie verlangen daher oft von dem Arzte mit ungestümer Zudringlichkeit, daſs er sie auf der Stelle herstelle; und wehe ihm, wenn dieſs nicht mit dem ersten Rezepte geschieht.

Bescheidenheit und Verschwiegenheit sind zwey Tugenden, ohne welche der Mediker für die Gesellschaft gefährlich werden kann. Man muſs daher von einem Arzte, den man sich zu wählen im Begriffe steht, wohl überzeugt seyn, daſs er diese zwey Eigenschaften besitzt. Hierauf hat besonders das schöne Geschlecht zu sehen. Es giebt Frauenzimmerkrankheiten, die, obschon sie den sittlichen Charakter einer Pazientin nicht schänden, doch gewisser Vorurtheile wegen, oder aus andern Ursachen geheim gehalten werden müssen. Eine einzige unbesonnene Frage — ein einziges zweydeutiges Wort — oft auch nur ein bedeutendes Achselzucken — können hier unübersehbare Folgen nach sich ziehen.

Zum gröſsten Glücke sind unbescheidene, nicht verschwiegene Ärzte sehr leicht kenntlich. Überhaupt zeichnet diese Menschen eine übertriebene Schwatzhaftigkeit aus. Ein Mensch, der sehr viel redet, hat selten weder Zeit, noch Lust, seine Worte auf die Wagschaale zu legen. Ihm entwischt daher leicht über den Zustand dieses oder jenes Pazienten ein Wort, das er von sich nicht gerne sagen lassen würde, wenn er an denselben Umständen darniederläge; und das ist schon hinreichend, um uns

von einem derley Plauderer zu warnen. *Medicum sanantem, non loquentem quaeramus.*

Die Gewohnheit, den Arzt um den Zustand seiner Pazienten zu befragen, beruht meistens nur auf bloſser Neugierde, und setzt den Arzt nicht selten in eine groſse Verlegenheit, welche, wenn sie bemerkt wird, Anlaſs zu mannigfaltigen Vermuthungen giebt. Möchte man doch aus dieser Ursache mit den gewöhnlichen Fragen: wie befindet sich der Herr N. N? was fehlt ihm eigentlich? wird er wohl davon kommen? Ärzte verschonen! Fragen dieser Art sind besonders sehr gewagt, wo die Rede von einer Person ist, die ein wichtiges Amt im Staate bekleidet, und dessen Erhaltung oder Tod groſsen Einfluſs auf den Gang öffentlicher Geschäfte hat.

Mäſsigkeit sowohl in Hinsicht auf den Genuſs der Nahrung, als des Vergnügens, ist für den Arzt noch weit mehr, als für jeden andern Bürgerstand, ein moralisches Gesetz.

Ein Mann, der zu allen Stunden des Tages und der Nacht, dem Publikum zu dienen, bereit seyn muſs, dessen Dienst die Unverletztheit aller Geistesfähigkeiten voraussetzt, darf platterdings kein Ausschweifer seyn. Das Gesetz der Mäſsigkeit für den Arzt gilt vorzüglich in Bezug auf den Genuſs des Weines, worin sich die Herren Doktoren so leicht, wenn anderst die Gutta rosea ein sicheres Kennzeichen des Übergenusses berauschen-

der Getränke ist, Vergehungen zu Schulden kommen lassen.

Ich weiſs sehr wohl, daſs einige Ärzte auch im Rausche im Stande sind Rezepte fehlerfrey, nach allen Regeln der Kunst zu verschreiben; allein man lasse das beyleibe für keinen Beweis ihrer Geschicklichkeit gelten. Solche Menschen praktiziren bloſs nach einer gewissen Routin, und verschreiben für die auffallendsten Symptomen maschinenmäſsig ihr eingebildetes Spezifikum. Nie wird aber ein Berauschter im Stande seyn, die Natur der Krankheit zu erforschen, und nach sichern Regeln zu verfahren. Die schädlichen Wirkungen des Weines hören mit dem Rausche nicht auf, sondern sie dehnen ihre Folgen auch auf den kommenden Tag aus, an dem die Trunkenbolde noch immer Invaliden an Geist und Körper sind, und noch weniger von ihren Seelenkräften Gebrauch machen können, als im Rausche selbst. Ich wenigstens würde mir lieber von einem wirklich berauschten Arzte verschreiben lassen, als von einem, der den Rausch so eben ausschlief. Doch das Schicksal behüte jeden Kranken sowohl vor dem ersten, als vor dem letzten!

Es würde eine sehr ungerechte Foderung seyn, zu verlangen, daſs der Arzt unausgesetzt seinen Berufspflichten nachgehe, und der Erhohlung des Geistes keine Stunde gönne; aber fodern kann man, daſs er auch im Genusse der Vergnügungen mäſsig

seye. Der Mensch — besonders der Mann von Genie — kann nicht immerwährend, so gerne er auch wollte, einem und demselben Gegenstande seine volle Aufmerksamkeit mit der gehörigen Anstrengung widmen. Die sogenannten Gelehrten, die Tag und Nacht über den Büchern schwitzen, sind, — einige wenige Beyspiele ausgenommen — meistens flache Köpfe — litterarische Lastträger. Mäſsige Zerstreuung ist nöthig, wenn man anders mit Kraft arbeiten will. Zerstreuung muſs jedem Geschäftsmanne gegönnet werden; aber keiner hat mehr Ansprüche darauf, als der Arzt, welcher der ewige Zeuge des Menschenelends ist. Die Auswahl der Vergnügungen, die der Arzt genieſst, und denen er seine Erhohlungsstunden weiht, kann für das Publikum kein besonderes Interesse haben. Er mag spielen, reiten, oder singen! nur muſs er immer und überall zum Dienste bereit seyn. Jene Vergnügungen, die ihn nicht zu weit von seinem Berufsorte entfernen, sind auch die schicklichsten für ihn.

Vielleicht fodert keine Wissenschaft einen so umfassenden Geist, als die Arzneykunde. Die Mediker haben bis auf diese Stunde kein allgemein für richtig anerkanntes Gesetzbuch, nach welchem sie handeln könnten. Jeder verfährt daher nach seiner eigenen Überzeugung. Hätte man auch einen solchen medizinischen Kodex, dessen Tauglichkeit und Untrüglichkeit keinem Zweifel mehr unterläge, so würde doch von Seite des Arztes ungemein viel

Scharfsinn erfodert, um die Fälle auszumitteln, auf welche dieses oder jenes Gesetz paſst. Der Arzt muſs die Sprache der Natur, so mystisch sie auch seyn mag, verstehen — eine Kunst, die er nur durch einen viel umfassenden Geist, und durch eine scharfe Beurtheilungskraft erlernt. Die Gelehrsamkeit allein, in so fern sie nämlich ein bloſses Werk des Fleiſses und des Gedächtnisses ist, konstituirt noch nicht den brauchbaren Arzt, und daher kömmt es, daſs mindergelehrte Heilkundige am Krankenbette die Gelehrtesten beschämt haben. Dieser Vorzug ist nicht das Werk der bloſsen Erfahrung, sondern hängt gröſstentheils von einer gewissen Fertigkeit ab, die Verhältnisse der Gegenstände, die sich uns darbiethen, schnell zu durchblicken, und ihre Verbindung zu beurtheilen; eine Eigenschaft, wozu Scharfsinn gehört, und durch die Erfahrung allein nicht erworben werden kann.

Die Art, in einem Arzte diese wesentlichen Vorzüge aufzusuchen, dürfte weniger Schwierigkeiten unterworfen seyn, als man beym ersten Anblicke glaubt. Ein Mann von Genie, von Scharfsinn und richtiger Beurtheilungskraft verräth diese Eigenschaften nicht nur allein in den Gegenständen, die zu seinem Fache gehören, sondern auch in Dingen, die auſser dem Gebiethe seiner Berufswissenschaft liegen. Bevor man also die Wahl eines Arztes bestimmet, untersuche man genau, wenn man ja in dem Falle sich befindet, Untersuchungen an-

stellen zu können: ob er auch über andere Gegenstände hell urtheile, und richtig spreche. Sind hier seine Urtheile schief, so seye man versichert, dafs sie in seinem Fache eben so schief seyn werden, und man stehe von seiner Wahl ab. Der bekannte Verfasser des klassischen Werkes: Über den Umgang mit Menschen, der Menschenkenner Knigge hat bereits denselben Rath ertheilt. Vielleicht steht hier eine Stelle aus diesem Kapitel, wo er von der Wahl der Ärzte, und dem Umgange mit selben spricht, nicht am unrechten Platze „Fodert die Noth, dafs du dich an einen Doktor „wendest, und du willst dir einen unter dem Hau„fen aussuchen: so gieb zuerst Acht, ob der Mann „gesunde Vernunft hat, ob er über andere Gegen„stände mit Klarheit, unpartheyisch, ohne Vor„urtheil räsonirt." *) Es läfst sich wahrlich nicht begreifen, wie mancher sonst helldenkende Mann hierin es versieht, und sein Leben sorglos Leuten anvertraut, von deren schwachem Kopfe er sehr wohl überzeugt ist. Wie oft hört man nicht die Ausdrücke: mein Doktor hat das Pulver nicht erfunden — aber sein Metier versteht er meisterlich! wie ist das möglich! kommen nicht täglich dem Arzte Dinge vor, deren Beurtheilung den gröfsten Scharfsinn erfodert? was läfst sich von einem Manne erwarten, der ewig seinen Schlendrian fortträumt?

*) Dritter Theil. S. 120.

Ist ein gutes Gedächtnifs jemanden nöthig, so ist es dem Arzte. Er erhält seine vorzüglichste Kenntnifs durch Vergleichung der verschiedenen Beobachtungen, die er in der Ausübung seiner Kunst sammelte, und hiezu hilft ihm nur ein gutes Gedächtnifs. Der Satz, dafs das Gedächtnifs mit dem Judizium in umgekehrten Verhältnissen stehe, mag wohl mehr auf das Auswendiglernen von Worten, als auf das Auffassen von Sachen, und das Erinnerungsvermögen von Dingen, die einmal in unserem Erkenntnifsvermögen lagen, anwendbar seyn, und auch hier noch seine Ausnahmen haben. Haller ist das geltendste Beyspiel einer solchen Ausnahme. Mit der hellesten Beurtheilungskraft verband er ein Gedächtnifs, wodurch er sich der unbedeutendsten Dinge erinnern konnte. Er rezitirte einst zu Göttingen im Zirkel seiner Freunde mehrere Seiten eines alten Volksromans wörtlich, den er in seiner ersten Jugend, und seitdem nicht mehr gelesen hatte. Als er in seinem höheren Alter einen heftigen Fall machte, so war die Furcht, er möchte durch die Erschütterung des Gehirnes sein Gedächtnifs verloren haben, das erste Gefühl das ihn ergriff. Er stellte defswegen sein Gedächtnifs gleich auf die Probe, und rezitirte die Namen aller Flüsse die sich in den Missisipi stürzen.

Liebe zu der Heilkunde ist eine Tugend, die den Arzt, den sie beseelt, weit über den Trofs jener Mitbrüder, die ihre Kunst blos als einen

Gelderwerbszweig ausüben, erhebt, und ihn der Wahl aller Redlichen empfiehlt. Ein Arzt, der seine Wissenschaft liebt, hält mit ihr gleichen Schritt, und benützt alle Entdeckungen, die von verdienstvollen Männern zum Besten der leidenden Menschheit gemacht werden. Gelingt es ihm, sein Schärfchen zu diesem Endzwecke beyzutragen, so thut er es, ohne durch Ruhmbegierde, Geldgeiz oder andere Nebenabsichten dazu angefeuert zu seyn. Der Arzt hingegen, der seine Kunst nur darum ausübt, weil sie ihm seine Börse füllt, thut von dem Augenblicke, wo er in den Besitz eines reichlichen unverdienten Einkommens, oder eines erschlichenen Ansehens tritt, auf alle Vervollkommnung seiner Kenntnisse Verzicht, und wagt es sogar, jenen, die mehr Edelsinn, mehr Liebe zur Wissenschaft und zur Menschheit belebt, alle Hindernisse, die er in seinen Händen hat, in den Weg zu werfen. Entdeckungen darf man von solchen Egoisten nicht erwarten; haben sie das Glück, auf irgend eine zu stossen, so schlagen sie blos dann den Weg der Bekanntmachung ein, wenn er ihrem Ansehen, und ihrer Geldgierde eine neue Quelle öffnet.

Manche Ärzte sind in ihrer Jugend nicht ganz ohne Vorliebe für ihre Wissenschaft; verlieren sie aber in einem höhern Alter. Diese Wahrheit bestätiget das Beyspiel jener Ärzte, die eine ausgebreitete Praxis in grofsen Städten haben. Den Tag bringen sie mit Krankenvisiten zu, und kommen

dann Abends so ermüdet nach Hause, daſs sie jedes Buch aneckelt, und für keine Arbeit mehr Sinn haben, als dazu nöthig ist, den täglichen Gewinn zu berechnen, und zu protokolliren. So bleiben sie in ihren Kenntnissen dort stehen, wo sie beym Antreten ihrer Laufbahn standen. Inzwischen geht die Wissenschaft ihren Gang fort; es werden Entdeckungen gemacht, und Dinge, die man vor zwanzig Jahren als heilige Axiomen verehrte, als Irrlehren dargestellet. Von allem, was da vorgeht, wissen die Herren kein Wort, und schlafen Jahre hindurch für die Wissenschaft den Todesschlaf; werden sie nachher etwa von einem Getöse von auſsen aufgeweckt; so fahren sie betäubt aus ihrem Lehnsessel auf, sehen sich staunend in eine fremde Welt versetzt, und wähnen nun, die verschnarchte Zeit dadurch ersetzen zu können, daſs sie auf alle Veränderungen, die ihnen freylich um so sonderbarer vorkommen müssen, weil sie den Weg nicht kennen, auf welchen denkende Köpfe zu den neuen Entdeckungen gelangt sind, wacker schimpfen, oder wenigstens durch bedeutende Mienen herabzusetzen suchen. Fühlen sie sich zu schwach um ihnen mit den Waffen der Vernunft offene Fehde zu biethen; so treten sie hinter die Barrieren der Autorität. Von hier aus nun werfen sie tapfer mit den abgelebten Sätzen des Hippokrates, Galenus, Sydenham, Hoffmann, Stahl, Boerhaave, Haen, Stoll, und anderer

berühmter Männer herum, ohne zu bedenken, daſs manche dieser Waffen der Geist der Zeit abgestumpft hat, und daſs ihre Urheber, wenn sie noch auf unserer Erde wandelten, selbe in eine Antiquitätenkammer hängen, aber gewiſs gerne mit neuen, besseren austauschen würden.

Ich bin überzeugt, daſs, wenn heute Boerhaave wieder auf unsere Erde zurückkehrte, und sähe, welche Fortschritte Chemie und Physik, mit einem Worte, die ganze Naturwissenschaft gemacht hat; daſs man, um nur Ein Beyspiel anzuführen, Luft und Wasser, diese Elemente der ältern Zeiten, nun in verschiedene Luftgattungen zerlegt; wenn er sähe, wie ein Theil seiner Schüler jeder neuen Entdeckung spottet, und hartnäckig bey der alten Lehre stehen bleibt; von einem heiligen Unwillen ergriffen, ausrufen würde: O der Armseeligen! verlangte ich je von euch, daſs ihr keinen Nagel breit von meiner Lehre weichen sollet? rieth ich euch nicht vielmehr, euere Kunst zu vervollkommnen, und von den neuen Entdeckungen in den Hilfswissenschaften Gebrauch zu machen? Gewiſs — alle die groſsen Männer verflossener Jahrhunderte, würden nicht, wie diejenigen, die sich noch heut zu Tage unter den Schutz ihrer Autorität, gleich den Eseln unter den Schatten eines Baumes, begeben, bey ihren ehemaligen Kenntnissen stehen geblieben seyn,

sondern mit dankbarem Herzen und mit der edelsten Wiſsbegierde jede neue nützliche Entdeckung ergriffen, und zur Vervollkommnung ihrer Wissenschaft, zum Besten der Menschheit, angewendet haben.

Zwar scheint das bisher Gesagte mehr den Arzt selbst, als jenen, der ihn wählen will, zu betreffen; allein Darstellungen solcher Wahrheiten können immer dazu beytragen, dem Publikum ein richtiges Urtheil über das Betragen jener Ärzte beyzubringen, die in ihrer unseligen Routine, wie es zunftmäſsigen Rezeptenschreibern ziemt, unbekümmert fortfahren, und jedes neuaufgehende Licht, darum, weil es ihre, an ewige Finsterniſs gewöhnte, Augen nicht ertragen, für gefährlich ausschreyen.

Empfiehlt sich der Arzt auch durch die Kenntniſs todter und lebender Sprachen? — allerdings! Ich glaube es gerne, daſs ein Deutscher ein guter brauchbarer Arzt seyn kann, ohne eine andere, als seine Muttersprache, in welcher die meisten — vielleicht alle besseren, Schriften in Übersetzungen zu haben sind, zu verstehen; und daſs daher Sprachenkenntniſs kein absolutes Bedingniſs eines geschickten deutschen Arztes ist. Indessen läſst es sich nicht läugnen, daſs von der anderen Seite, Sprachenkunde den Arzt sehr empfehle. Sie ist der sichere Beweis einer guten wissenschaftlichen Erziehung, einer nicht müſsig verlebten Jugend,

des Umgangs mit Menschen ausverschiedenen Nazionen, und, woran wohl am meisten liegt, der Bewanderung in den besten klassischen Werken. Denn ohne diese Voraussetzungen, — wo nicht allen, doch den meisten — läſst sich schwerlich eine richtige Sprachenkenntniſs denken.

Vorzüglich ist die griechische Sprache eine Zierde des Arztes. Durch sie wird er in den Stand gesetzt, die würdigsten Schriftsteller, von denen wir freylich auch gute Übersetzungen haben, in ihrer Ursprache zu lesen. Überdieſs gewähret sie ihm den Vortheil, die meisten unserer Kunstwörter richtig zu verstehen, und für neue Ideen auch neue Bezeichnungen zum groſsen Vortheile der Wissenschaft aufzufinden.

Man muſs es bedauern, daſs die lateinische Sprache nicht das geblieben ist, was sie war — die allgemeine Sprache der Gelehrten. Junge oder reisende Ärzte würden besonders dabey gewonnen haben, indem sie durch jene, alle groſse Lehrer fremder Völker würden hören, und ihre Werke studieren haben können. Diese Vortheile fallen nun gröſstentheils hinweg; alle Nazionen suchen nun mit einem Eifer, der wahrlich keinen Tadel verdient, ihre Muttersprachen zur möglichsten Vollkommenheit zu bringen, und reden und schreiben daher in denselben. Nie war es also nothwendiger, als itzt, für den Arzt, sich auf das Studium der Sprachen — vorzüglich jener Sprachen zu legen, welche die

angrenzenden Völker seines Vaterlandes sprechen. Ein praktischer Arzt in Berlin, Doktor Uden, ist hierüber anderer Meynung, und hält die Kenntnifs fremder Sprachen für Zierrath, nicht für Bedürfnifs. „Selten, sagt er, hat ein Arzt Vermögen genug, sich neue ausländische Bücher anzuschaffen; und wenn ihm eine glückliche Ausübung der Kunst alle Erleichterung dazu gäbe, doch nicht Zeit genug, sie zu lesen. *) — Sonderbares Raisonnement!

Das Glück des Arztes ist so sehr der Gegenstand der Volksmeynungen und der Volksgespräche geworden, dafs einige Worte hierüber gewifs nicht überflüfsig scheinen können. Der Zufall giebt manchem unwissenden Arzte das Ansehen eines Hippokrates, und manchem Hippokrat das Ansehen eines Idioten. Dann ist der erste glücklich; der zweyte unglücklich. Ich gebe diefs zu; aber ich bin auch überzeugt, dafs das Ansehen, welches der Zufall ertheilt, nicht von sehr langer Dauer seyn könne, und dafs sich sowohl dieser, als jener dem Hellsehenden in ihrer wahren Gestalt zeigen werden. Ein unerfahrener General oder Schachspieler wird wohl manchmal dem erfahrensten eine Schlacht, oder eine Parthie Schach abgewinnen können; aber bey wiederholten Versuchen, wird diefs Glück, wie der Nebel vor der Sonne, verschwinden. So kannte ich in Italien einen sehr ge-

*) Medizinische Politik.

schickten Wundarzt, der, als er sich in einer gewissen Stadt niederliefs, mit dem übelsten Erfolge die ersten Pazienten behandelte. Die Schuld lag nicht an ihm, sondern an dem Zufalle, der ihm Kranke, die nicht mehr gerettet werden konnten, in die Hände spielte. Bald darauf legte er in einer ausgedehnten Praxis die überzeugendsten Beweise seiner Geschicklichkeit ab. — Setzen wir den Fall: ein Arzt verliere von zwanzig Kranken, die am Nervenfieber leiden, nur einen; so heifst er ein glücklicher Arzt. Lassen wir ihm aber diesen zwanzigsten gleich für den ersten sterben, was das angeführte Verhältnifs gar nicht umstöfst; so ist er unglücklich, aber defswegen nicht ungeschickt. Hieraus erhellet, dafs nur anhaltendes Glück die Geschicklichkeit des Arztes beweise; indem sich ohne Geschicklichkeit kein anhaltendes Glück denken läfst; dafs man sich aber hüten müsse, über das Glück oder die Geschicklichkeit eines Heilkundigen nach einzelnen, gut oder übel abgelaufenen, Fällen zu urtheilen.

# Zweyte Abtheilung.

## Von dem Betragen des Arztes gegen Kollegen, Wundärzte, Apotheker, und Kranke.

### Erstes Kapitel.

*Von dem Betragen des Arztes gegen Kollegen.*

Unter keiner Klasse von Kunstgenossenen ist der Zwist so sehr Mode, als unter Ärzten. Kornelius Agrippa hat bereits diese Bemerkung in einem sehr unhöflichen Tone gemacht. „Die Ärzte, sagt „er, sind in der That die lasterhaftesten, uneinig„sten, mifsgünstigsten und lügenhaftesten Geschö„pfe unter allen Sterblichen. Sie sind so sehr un„ter sich entzweyt, dafs es keinen Arzt giebt, der „ein von einem andern verschriebenes Heilmittel „ohne Bedingung, Zusatz, oder ohne Veränderung „billigte; und er würde sogar dem Ruhm, ein „besserer Arzt zu seyn, zu schaden glauben, wenn „er nicht entweder dem besten Rathschlusse des „Amtsbruders etwas entzöge, oder den manchmal „schon zu sehr angehäuften Arzneymitteln etwas

„hinzusetzte; so daſs endlich der Neid, und die „Uneinigkeit der Ärzte zum Sprichworte geworden „sind. *)

Da Zänkereyen und Uneinigkeiten die Ärtzte nicht nur in den Augen des vernünftigen und redlichen Menschen herabwürdigen, sondern auch den traurigsten Einfluſs auf das Wohl des Kranken haben; so sehe man bey der Wahl eines Arztes hauptsächlich auf sein Betragen gegen Kollegen, in welchem sich gemeiniglich sein sittlicher Charakter sehr kenntlich darstellt. Der Heilkünstler, der seinen inneren Werth fühlt, und sich selbst schätzet, wird nie auf Kosten der Ehre seiner Mitbrüder Ansehen und Zutrauen zu erwerben suchen. Nur gemeine Menschen — Menschen von niedrigem Gehalte, bedärfen solcher schändlichen Mittel, um sich auszuzeichnen. Nur sie beben vor dem Gedanken, einem Amtsgenossen an Ansehen gleich oder gar nachstehen zu müssen.

Mancher Arzt könnte leicht die Kopie eines Briefes an mich senden, den Unzer **) von einem Doktor erhalten zu haben vorgiebt; welcher sich über die von selbem aufgestellte Grundsätze, die Pflichten und das Betragen der Ärzte betreffend, in einem Schreiben folgendermaſsen beklagt:

*) *De vanitate scientiarum. Cap.* 83.

**) Der Arzt.

„Mein Herr!

„Sie verstehen nicht, was zur Praxis gehört. „Sie sagen, man soll durch kein anderes Mittel, als „durch erwiesene Verdienste, in Ruhm zu kommen „suchen. Aber wer Henker würde mich rühmen, „wenn ich auch der gescheiteste Kerl wäre, wenn „ich nicht auf den Kaffeehäusern erzählte: wie „viele Leute ich kurirt habe, was meine Arzneyen „für Wunder thun, was meine Herren Kollegen „für Fehler begangen, und worin sie es bey den „Kranken versehen haben, die ihnen gestorben „sind? Ich hätte nimmermehr den grofsen Kauf„mann — — in die Kur bekommen, wenn ich ihm „nicht einst auf dem Kaffeehause ins Ohr gesagt „hätte, dafs Werlhofs Methode nichts tauge, und „dafs Van Swieten ein purer Stümper sey. Als Ma„dam — — die Blattern bekam, wollte sie noch „einen Arzt aufser mir zu Hilfe nehmen. Wäre ich „nicht verloren gewesen, wenn ich hätte beschei„den seyn wollen? Gut! antwortete ich: aber wel„chen wollen Sie nehmen? A oder D? das sind „Leute, die mit der Zeit gut werden können; allein „sie sind noch jung. M — ist alt und baufällig, und „ist auch nur ein Barbier. Die übrigen Herren, „Madam — — ach Gott! sie haben kaum das liebe „Brod im Hause! inzwischen nehmen Sie, wen Sie „wollen. — Dieses fruchtete so weit, dafs mich die „Dame allein behielt, wiewohl sie dagegen das „rechte Aug verlor, das ihr ausschwor; u. s. w.

Man beurtheilet gewöhnlich die Geschicklichkeit des Arztes nach dem Ausgange der Krankheit, ohne zu bedenken, daſs oft nichts irriger und ungerechter in der Welt seyn kann, als diese Art zu schlieſsen. Man miſst die Geschicklichkeit eines Advokaten nach dem Werthe seiner Reden, und seiner Aufsätze, nicht nach dem Ausgange seines Prozesses; und die Geschicklichkeit eines Steuermannes, nach der Art, wie er das Ruder führt; nicht nach dem Glücke der Expedizion. Hat denn der Arzt weniger Anspruch auf dieses rechtmäſsige Verfahren bey dem richtenden Publikum, das gemeiniglich den Erfolg seiner Kurart zum Maſsstabe seiner Geschicklichkeit nimmt? — Freylich muſs man hier das Geständniſs ablegen, daſs manche Doktoren selbst, durch ein liebloses Betragen gegen Wissenschaftsgenoſsne, zu diesen falschen Schluſsarten das Publikum verleiten. Kaum stirbt nemlich einem ihrer Kollegen ein Kranker; so geben sie sich alle Mühe, die Leute zu überreden, der Ordinarius habe den Kranken durch nicht einmal verschriebenes, Mittel, umgebracht. dieses, oder jenes, oft gar Menschen, deren Sache richtiges Denken eben nicht ist, bethen dann dieses unsinnige Gewäsche nach, und so kömmt es, daſs so mancher einsichtsvolle, erfahrene Arzt, nach einer einzigen Kur, die er doch nach allen Gesetzen der Wissenschaft, mit dem gröſsten Scharfsinne unternahm, seinen Ruhm scheitern sieht. So sind

Ärzte selbst die Mörder des guten Rufes von ihren Brüdern!

Nie wird ein redlicher, vernünftiger Arzt das Betragen eines seiner Mitbrüder, in Rücksicht auf die Behandlung dieses oder jenen Kranken, decidirt beurtheilen, ohne selbst Augenzeuge am Krankenbette gewesen zu seyn; und auch dann noch wird er hierinn äuſserst behutsam und gewissenhaft zu Werke gehen, um durch ein übereiltes Urtheil nicht der Ehre seines Amtsbruders zu schaden, und keine Zwistigkeiten zu erregen. — Sieht man nicht täglich zwey der erfahrensten Ärzte stundenlang über die Natur einer verwickelten schweren Kankheit nachdenken, und untereinander berathschlagen, ohne den Zustand genau durchblicken, und die gehörigen Mittel vorschlagen zu können? wie sollte nun ein Arzt, der den Pazienten nie gesehen hat, der nur nach dem Hörensagen urtheilt, das Recht haben, sich als Richter aufzustellen? — Ich bitte hier jeden Unbefangenen, überzeugt zu seyn: daſs ein Arzt, der so handelt, ein kopf- und herzloser Mensch — ein Verläumder seye. Jeder Redliche fliehe ihn, denn wer heute seine Galle seinem Kollegen ins Angesicht speyt, dem ist auch die Ehre seines Kranken morgen nicht heilig, und er opfert sie, sobald er es zuträglich findet, seinem Interesse auf.

Doch ist der Krieg der Ärzte nicht immer eine offene Fehde. Ein Theil fühlet sich manchmal zu schwach, um einen erklärten Anfall wagen zu

können, und er versucht daher alle Mittel, um dem Gegentheile auf eine für sich minder gefährliche Art zu schaden. Dieſer Kriegslist bedienen sich meistens Ärzte, die keinen Anspruch auf wissenschaftlichen Ruhm, und auf Gelehrsamkeit zu machen haben, und doch einen um die Litteratur und die Menschheit verdienten Mann angreifen wollen. Sie hüllen dann ihre giftigen Waffen in den Mantel des Lobes; und rufen mit einem gewissen hämischen Bedauern aus: Schade, daſs der Mann nicht eben ein so groſser Praktiker, als Theoretiker ist. Gewisse armseelige medizinische Pfuscher unterstanden sich einst, diesen Vorwurf einemManne zu machen, der mehr als dreyſsig Jahre Physikate begleitete, oder sonst Arzneykunde ausübte; der nebst diesem noch auf drey der berühmtesten Universitäten in Europa Professor der praktischen Arzneywissenschaft und Klinik war.

Ist der Arzt ein Fremder, so wissen sie in das Lob, mit dem sie ihren elenden Angriff maskiren, sehr künstlich die Bedenklichkeit zu mischen: er kenne das Klima nicht. So wie die Sekte der Empiriker einst glaubte, daſs nach der Verschiedenheit der Erdstriche, auch die Arzneywissenschaft verschieden müſste angewendet werden, und daſs deſswegen die gegen die nemliche Krankheit in Rom angewendete Mittel, in Egypten schaden würden; so glauben viele unserer Ärzte, oder wollen es uns wenigstens glauben machen, daſs die Anwen-

dung der Heilkunde, jede halbe Meile Weges verschieden seyn müsse. Zimmermann erzählt von sich selbst, daſs, als er von seinen Reisen aus England in sein Vaterland zurück kam, die Leute sich ihm nicht anvertrauen wollten, weil sie aus seiner englischen Perruque schlossen, er werde ihnen auch englische Mittel geben. „Diesem Vorurtheile zu Folge, sagt Zimmermann, muſste „sich der Herr van Haen, Leibarzt der kaiserli„chen Familie in Wien, bey allen Gelegenheiten „anfallen lassen, da er nach einer zwanzigjährigen „Praxis aus dem Haag nach Wien kam. Die öster„reichischen Praktiker pflegten so lange ihre Ader„öffnungen zu wiederholen, als nach einem Seiten„stiche der geringste Schmerz zwischen den Rip„pen übrig blieb; aber so oft der Herr van Haen „in einer Konsultazion der ewigen Naturgesetze „gedachte, die man wegen diesem Schmerz nicht „brechen könne, gaben die Praktici zur Antwort: „unser Klima will es so haben. — Eben „diese Praktizi pflegten ihre Kranken in inflamma„torischen Brustkrankheiten durch Brechmittel auf „eine erbärmliche Weise zu tödten; aber so oft der „Herr van Haen gegen diese Brechmittel Einwürfe „machte, gaben die Praktiker zur Antwort: das „österreichische Klima will es so ha„ben!" *) Der Einfluſs des Klima's erstreckt sich

*) Von der Erfahrung 2tes Buch. S. 39.

nur auf die Form der Krankheit, das ist: er erstreckt sich nur so weit, daſs er hier, mehr diese, dort, mehr jene Krankheit erzeuget. So sind z. B. in sumpfichten Gegenden, die Wechselfieber; in bergichten Ländern, mehr die Lungenentzündungen zu Hause; aber diese Krankheiten mögen sich in was immer für einem Welttheile zeigen; so erfordern sie doch immer eine und dieselbe Behandlungsart. Die Chinarinde heilet die Wechselfieber so gut in Peru, als in Deutschland, und die Aderlässe ist gegen die sthenischen Lungenentzündungen eben so nützlich zu Petersburg, als zu Neapel. Mein Vater hat in sieben Provinzen Deutschlands, Frankreichs und Italiens die Heilkunde ausgeübt, und, obwohl er diese Krankheit hier, jene dort häufiger gefunden, in ihrer Natur doch keinen Unterschied bemerkt.

Gewisse Ärzte wählen vorzüglich die Konsilien zu ihrem Kampfplatze. Daher ist es sehr leicht, sich die genaueste Kenntniſs ihres Charakters zu verschaffen, wenn man ihr Betragen bey solchen Gelegenheiten beobachtet. Knigge mag nicht immer unrecht haben, wenn er sagt: „vor „allen Dingen nimm nicht etwa zu gleicher Zeit „zwey Ärzte öffentlich an! die Resultate ihrer „Konsilien werden eben so viele Todesurtheile „über dich seyn; keinem von beyden wird deine „Genesung am Herzen liegen; sie werden deinen „Körper zum Kampfplatze ihrer verschiedenen „Meynungen gebrauchen; sie werden einer dem

„andern die Ehre mißgönnen, dich gesund zu „machen, und dich also lieber gemeinschaftlich in „jene Welt schicken, um nachher wechselseitig die „Schuld auf einander schieben zu können" *). Dieß kann aber unmöglich von jenen Konsilien gelten, (die freylich keine alltäglichen Erscheinungen sind,) wo der Ordinarius dem zu Rath gebethenen Arzte treulich die Krankheitsgeschichte darstellt; ihm die bisher angewandten Mittel angiebt, und ihn von ihren Wirkungen unterrichtet; nun aber mit Geduld die Gedanken seines Kollegen über die Natur der Krankheit und den Heilplan, den er vorschlägt, anhört, ihn prüft, und wo dann beyde, falls irgend ein Zweifel entstehen sollte, selben mit einer Art scienitifischer Unterwerfung einem dritten Arzte, dessen Verdienst sie beyde anerkennen, zur Entscheidung überlassen. Derley Konsilien bezwecken so ganz den Vortheil des Kranken, und der Arzt, der sich weigert, solchen Berathschlagungen beyzutreten, muß es vor dem Richterstuhle der leidenden Menschheit verantworten.

Von Konsilien, wo mehr als drey Ärzte zugegen sind, hab ich schon eine ganz andere Meynung. Es geht dabey meistens stürmisch zu, und am Ende wird nichts beschlossen. Jeder nimmt sein Honorarium, und der Pazient bleibt in *statu quo*. Da überdieß bey dergleichen Konsilien die Mehrheit der

*) Über den Umgang mit Menschen, 3. Thl. S. 121.

Stimmen entscheidet, und die Anzahl der guten Ärzte immer die kleinere ist; so läſst sich voraussehen, daſs das Resultat nicht zum Vortheile des Kranken ausfallen werde.

Immer hat der zu Rath gezogene Arzt einen groſsen Vortheil über den Ordinarius, welchen Vortheil er nicht miſsbrauchen darf, wenn er die Gesetze eines ehrlichen Mannes nicht beleidigen will. Von ihm hängt es nemlich ab, das Verfahren des Ordinarius zu tadeln, oder zu billigen, er habe nun Ursache hiezu oder nicht. Endet sich die Krankheit glücklich, so sind die in den Konsilien ergriffenen Maſsregeln Schuld daran; stirbt der Pazient, so zieht sich der consultivende Arzt auf eine sehr feine Art aus der Schlinge, indem er sagt: Ja, Kranke will ich heilen, aber die Todten kann ich nicht lebendig machen. Ich gebe es recht gerne zu, daſs öfters die Konsilien zu spät, und erst in der Sterbstunde gehalten werden; aber man bedenke auch, daſs man einer bloſsen Unverdaulichkeit wegen nicht Konsilien zu halten gewohnt ist.

Da die Konsilien, besonders in groſsen Städten, sehr einträglich sind; so haben nicht wenige Ärzte das System ergriffen, alles zu vermeiden, was diesem Zweige ihres Einkommens Abbruch thun könnte. Sie begegnen denjenigen ihrer Kollegen, welche so artig sind, sie bey jeder Kleinigkeit zu Rathe zu ziehen, sehr höflich; empfehlen sie überall, preisen ihre Fehler als Meisterstücke an, und an-

statt sie auf die rechten Pfade, falls sie auf Irrwege gerathen wären, zurückzuführen, wird alles gebilliget, und gelobt; daher sind in diesen medizinischen Rathssitzungen die Resultate so gewöhnlich: ich wüſste nichts Besseres vorzuschlagen, als was der Herr Ordinarius angewandt hat. u. s. f. Komplimente dieser Art berechtigen sie zu der Hoffnung, bey der nächsten Gelegenheit wieder zum Konsilium gerufen zu werden; was freylich unterbleiben dürfte, wenn sie das Verfahren des Ordinarius gemiſsbilliget hätten. Diese Politik verhindert sie aber nicht die nemliche Methode, die sie am Krankenbette in Gegenwart der Anverwandten gut geheiſsen haben, rückwärts zu tadeln. Mir sind wenigstens genug Beyspiele bekannt, daſs Ärzte auf eine so unrühmliche Art verfahren sind.

Die Hoffnung, sich wechselseitig aus der Verlegenheit reiſsen zu können, ist auch manchmal Ursache, daſs Heilkundige mehr nach den Gesetzen ihrer Politik, als der Redlichkeit verfahren. Gieb du mir dieſsmal mein Brechmittel zu; ein andermal werde ich deine Aderlässe billigen — so lautet nicht selten der Akkord, welchen Ärzte unter einander schlieſsen.

Die Resultate eines Konsiliums müssen für den Ordinarius heilige Gesetze seyn, von denen er nicht abweichen darf, es hätten sich dann die Umstände geändert. Indessen geschieht es täglich, daſs der

behandelnde Arzt dem Konsultirenden, aus Furcht, oder Mangel an Beredsamkeit gänzlich beystimmt, und dann dennoch in seinem alten Schlendrian, Trotz dem, was in dem Konsilium festgesetzt wurde, fortfährt. Diese Verfahrungsart läſst sich nicht entschuldigen; denn der Arzt, der die Anordnungen eines Konsiliums nicht befolgen will, ist verpflichtet, den Pazienten einem andern zur Behandlung zu überlassen.

Es trifft manchmal ein, daſs nach einem Konsilium der Kranke sich, so zu sagen, augenscheinlich bessert, obwohl eben die Behandlungsart keiner bedeutenden Veränderung unterlag. Hie und da bekam nur die Medizin durch den Zusatz eines andern Syrups einen andern Geschmack, oder eine andere Farbe. Die durch die Formalitäten des Konsiliums veränderte Gemüthsstimmug, das erhöhte Zutrauen in die, von berühmten, oder angesehenen Ärzten vorgeschlagene oder gebilligte Arzneyen, tragen hiezu das meiste bey. Nicht selten befand sich der Pazient schon auf dem Wege der Besserung vor dem Konsilium, oder es ist sonst ein anderer Nebenumstand eingetreten, der auf eine wohlthätige Art auf den Kranken einwirkte. Wenn dann der Pazient, oder die Anverwandten es dem Arzt auf irgend eine Art fühlen lassen, daſs sie den glücklichen Erfolg als das Resultat des Konsiliums ansehen; so begehen sie wahrlich eine Ungerechtigkeit, die den redlichen Mann kränken muſs. Ich erinnere

mich hier einer launichten Anekdote, die ich, weil sie so ganz hieher zu passen scheint, meinen Lesern mittheilen werde. Ein kranker Jude liefs sich durch einen sogenannten Judendoktor behandeln. Da er aber ziemlich lange vergebens auf Besserung harrte; so liefs er ein Konsilium halten, wozu auch ein christlicher Professor gebethen ward. Dieser billigte ganz die Behandlungsweise des Ordinarius, und traf blofs einige unbedeutende Veränderungen in den Vorschriften. Allein der Pazient hatte nun nach dem Konsilium kaum einige Löffel voll der neuen Mixtur eingenommen, so fühlte er sich schon leichter, und frug daher voll Unwillens seinen Arzt: warum hast du mir diese Arzney nicht gleich Anfangs gegeben? Wenn du, antwortete ihm hier der Ordinarius mit dem treffendsten Vergleiche, recht hungerig wärest, und durch den Genufs eines kleinen Brods dich nicht satt fühltest, so würdest du ein zweytes essen; und reichte dieses nicht hin, auch ein drittes und viertes zu Leibe nehmen, bis du endlich zum Beyspiele, mit dem sechsten dich sättigtest. Nun frag ich dich: warum hast du dieses sechste Brod nicht gleich Anfangs gegessen? Mein Gott! ich konnte ja nicht, war die Antwort. Wohl! erwiederte hier der Doktor, eben so gieng es mir mit meinen Arzneyen.

---

## Zweytes Kapitel.

*Von dem Betragen des Arztes gegen Wundärzte und Apotheker.*

Allerdings wäre es einer der schönsten Wünsche, daſs die Arzneykunst mit der Wundarzneykunst vereinigt von einer Person ausgeübet würde. Obschon aber dieser Wunsch bereits vor mehreren Jahren von verschiedenen Sachkundigen laut geäussert ward; so sind, die Feld- und Landärzte ausgenommen, die Fälle doch äuſserst selten, in denen er erfüllt worden wäre. Die Kranken sehen sich daher gezwungen, je nachdem ihre Gebrechen auf der äuſsern oder inneren Oberfläche des Körpers haften, entweder zu dem Wundarzte, oder zu dem Arzte ihre Zuflucht zu nehmen. Da aber nicht alle äuſserliche Krankheiten in das Fach der Wundarzneykunst, so wie nicht alle innerliche in das Fach der Arzneywissenschaft einschlagen; so geschieht es nicht selten, daſs jene, welche wundärztlicher Hilfe bedürfen, zum Arzte kommen, und umgekehrt. Ein Beyspiel davon haben wir in der Lustseuche, deren Behandlung sich die Chirurgen fast durchgehends anmaſsen, obschon sie, sobald der Ansteckungs-

stoff auf den ganzen Körper gewirkt hat, in das Gebieth der inneren Heilkunde gehört. Auch bey dem Halswehe, dem Rothlaufe, und in verschiedenen andern Übeln, wenden sich die Pazienten an die Wundärzte, ohne zu wissen, daſs selbe, wenn jene Zufälle nicht von äuſsern Verletzungen entstehen, nur durch innerliche Mittel geheilt werden können. Eben diesen Fehler begehen Menschen, die mit alten unreinen Geschwüren, welche, wie man sagt, von selbt, ohne äuſserer Gewaltthätigkeit entstehen, an den untern Gliedmassen behaftet sind. Solche Geschwüre werden nie ohne Beyhilfe innerlicher Mittel, mit Gewiſsheit gehoben. Die Fälle, wo gegen Krankheiten, die zu dem Forum der Chirurgie gehören, Ärzte gerufen werden, sind schon weit seltener. Sie finden meistens dann Statt, wenn Fremde Körper in diese oder jene Höhle sich eingeschlichen haben; oder auf irgend eine andere Art das Nervensystem so sehr reizen, daſs Zufälle einer innerlichen Krankheit, z. B. der Fallsucht, entstehen. Auch die Krätze gehöret in unsern Zeiten, wo es bewiesen ist, daſs sie ein blos örtliches, von gewissen Insekten hervorgebrachtes Leiden ist, und daher nicht mit innerlichen, sondern mit äusserlichen Mitteln behandelt werden muſs, vor das Tribunal der Wundärzte.

Man stritt einst sehr viel über die Frage: ob die Arzneykunst älter, als die Wundarzneykunst seye? Die guten Leute, welche sich in diesem Streite

erhitzten, glaubten, die Anzahl der Ahnen bestimme auch die Würde einer Wissenschaft. Es wäre vergebene Mühe, diese Meinung widerlegen zu wollen. Jeder denkende Mensch ist ohnehin überzeugt, dafs nur der Nutzen, den die menschliche Gesellschaft aus einer Wissenschaft schöpft, ihren reellen Werth, und daher ihre Würde bestimme. Diefs vorausgesetzt, wird es leicht ersichtlich, dafs Wundarzneykunst und Heilkunde gleichen Rang haben müssen. Hat man je an dieser Wahrheit einen Augenblick zweifeln können; so ist nichts anderes daran Schuld, als die Zunft der sogenannten Bader — Barbierer; eine Menschenklasse, die, wenn sie aufser ihren Berufskreis tritt, d. i. wenn sie mehr thut, als den Bart scheeren, Vesikatore und Schröpfköfe setzen, Klystiere geben, und nur im höchsten Nothfalle zur Ader lassen, dem Staate mehr schadet, als eine verheerende Seuche, die seine Bürger verschlingt.

So lächerlich sich ein Arzt machen würde, der sich besser dünkte, als der Chirurg, und diesen daher nur über die Achseln ansähe; so vernünftig und so verdienstlich handelt er, wenn er seinen Mitbürgern die Zunft der Barbierer, in Hinsicht auf Heilungswissenschaft im Ganzen genommen, in ihrer wahren Gestallt zeigt. Mögen es der Staat und seine Bürger bedenken, welch Verbrechen Menschen begehen, die, (obschon es auch Ausnahmen unter ihnen giebt) ohne im Stande

zu seyn, ein Buch ordentlich zu lesen, vielweniger zu verstehen; — ohne eine andere Schule als die Barbierstube, ordentlich besucht zu haben, sich das Recht anmaſsen, mit dem Leben der nützlichsten Bürger zu schalten und zu walten! — Saget nicht, daſs eure verderbliche Hilfe da, wo keine Ärzte angestellt sind, nöthig seye! denn jedermann weiſs, daſs es viel besser seye, eine Krankheit sich selbst zu überlassen, als unerfahrnen Händen anzuvertrauen! Saget nicht, daſs ihr die Krankheiten nur im Anfange, und zwar nur so lange behandelt, bis ein Arzt herbeygehohlet werde! denn wer weiſs es nicht, daſs ihr nur dann erst den Arzt rufen lasset, wenn ihr alle Hoffnung, den Kranken zu retten, aufgegeben habt! Saget nicht, daſs es Ärzte gebe, die noch unwissender, und noch unglücklicher in der Ausübung sind, als ihr! Wenn konnte sich je ein Verbrecher dadurch rechtfertigen, daſs er einen anderen Verbrecher aufdeckte? Saget nicht — doch genug! schon zu lange sind diese Menschen der Gegenstand der Vorwürfe der leidenden Menschheit gewesen.

Das Betragen der Ärzte gegen die Apotheker kann dem Puklikum um so weniger gleichgültig seyn, da es in die Hände sowohl der ersteren, als der letzteren, sein Leben, und mit diesem, einen Theil seines Vermögens niederlegt. Wem sollte es unbekannt seyn, daſs gewisse Ärzte ihre Pazienten nur an jene Apotheken verweisen, deren Eigenthü-

mer am Neujahrstage die freygebigsten sind? — Wer zweifelt aber daran, dafs Ärzte, die sich auf eine solche Art bestechen lassen, keine unpartheyische Richter über die Ächtheit der Medikamenten, die der erkenntliche Apotheker liefert, seyn können? — und dafs sie die kostspieligsten Arzneyen verschreiben werden, in der Überzeugung, dafs auch ihnen ein Theil des Gewinnes zukommen müsse?

Dem von alten Zeiten herkömmlichen Gebrauche der Apotheker, den Ärzten Neujahrsgeschenke zu machen, dürfte allenfalls noch nachgesehen werden, wenn diese Geschenke noch so unbedeutend wären, dafs sie blos in Kleinigkeiten, in etwas Weihrauch, Koffee, einigen Zuckerhüten u. d. gl. bestünden; nun aber sind sie in einigen grofsen Städten so hoch gestiegen, dafs man ihren Werth manchmal auf hundert und mehr Dukaten schätzt, und doch sind oft Ärzte, die eine ausgebreitete Praxis haben, damit nicht einmal zufrieden. So sehr dieser Luxus in Neujahrsgeschenken inzwischen den Apotheker in Verlegenheit setzen mag; so ist er hiebey doch nie der verlierende Theil: weil er den Betrag wieder auf die Arzneyen schlägt; aber der arme Kranke, der Familienvater, der sich den Bissen Brod am Munde abbricht, um seine Gattin, oder sein Kind mit Arzneyen zu versehen, wird das unglückliche Opfer dieses infamen Wuchers. Umsonst klagt er bey dem Arzte

über den hohen Preis der Arzneyen; denn er findet in ihm allein keinen Schutz gegen die Unterdrückung und die Habsucht eines Apothekers, mit dem dieser in ein Schutz und Wehrbündniſs getreten ist.

Manchmal sind die Ärzte auch mit Badinhabern, oder mit Kräuterweibern einverstanden, und zwingen daher ihre arme Pazienten Monate lang als Amphibien zu leben, oder sich gleichsam von Gras zu nähren. Ich weiſs zuverlässig, daſs verschiedene Besitzer von Gesundheitsbrunnen einen reichlichen Tribut an die ansehnlicheren Ärzte benachbarter Städte bezahlen; und sich so von ihnen das Lob ihres Wassers singen lassen. Alle diese schändlichen Miſsbräuche können leichter durch das Publikum selbst, als durch die Gesetze abgeschafft werden. Nur das Interesse verleitet unredliche Ärzte, mit Apothekern und andern in eine so verderbliche Allianz zu treten. Man gebe daher demselben eine andere Richtung; man dringe ihm einen löblicheren Endzweck auf, und dieſs Übel wird bald von der Erde verschwinden! Das Publikum kann diese schöne Absicht dadurch erreichen, daſs es bey der Wahl eines Arztes auf die Verhältnisse sieht, in welchen er mit den Apothekern u. d. gl. lebt, und bey jedem gegründeten Verdachte ihm fühlen läſst, daſs es nicht länger gesonnen sey, das Opfer eines so auffallenden Wuchers zu bleiben. Jeder Arzt wird sich dann bestre-

ben, einen solchen Verdacht durch ein redliches Betragen von sich zu wälzen, und seinen Gewinn mehr in der guten Meynung des Publikums, als in den Geschenken der Apotheker zu suchen.

---

## Drittes Kapitel.

### *Von dem Betragen des Arztes gegen Kranke.*

Am wenigsten schwer dürfte es fallen, den besseren Arzt von dem schlechteren, aus seinem Betragen gegen Kranke, aus der Art, mit welcher er ihre Umstände erforscht, darüber urtheilet, und den Ausgang des Übels voraussagt, zu unterscheiden. Über die Heilart selbst, kann sich der Nichtarzt keineswegs zum kompetenten Richter aufwerfen; er seye denn mit den Grundsätzen der Heilkunde bekannt, welches in unsern Tagen, wo diese Wissenschaft kein Galimatias mehr ist, wo sie eben so, wie jeder andere Zweig der Naturlehre, auf bestimmten Gesetzen ruht, allerdings bey weitem nicht mehr so schwer fallen kann.

Der Arzt, welcher das Gesetz: *medicus non accedat, nisi vocatus*, nicht achtet, und sich aufdringt, muſs schon das gröſste Miſstrauen erregen. Ein solcher Schritt zeuget von einem sehr niederträchtigen Karakter, dem jedes Mittel, so sehr es auch mit dem Sittengesetze im Widerspruche stehen mag, willkommen ist, wenn es nur der Börse und dem Ansehen aufhilft. Doppelte Schande trifft jene Ärzte,

die, ohne von dürftigen Umständen hiezu gezwungen zu seyn, sich dem Pazienten aufdringen, oder auf andern Schleichwegen Praxis zu erbetteln suchen. Ein gerechter Unwille muſs oft billige Menschen ergreifen, wenn reiche, angesehene Ärzte zu diesen elenden Betteleyen herabsinken; wenn sie sehen, wie sie nach dem Tode eines ihrer Kollegen, Himmel und Erde in Bewegung setzen; alten Weibern, Hunden und Katzen die Kour machen, Bediente und Kammermädchen beschenken, um die Kundschaften des Verstorbenen in ihre Klauen zu bekommen.

Niemand hat die Mittel und Ränke, deren sich Ärzte öfters bedienen, um sich Praxis zu verschaffen, treffender dargestellt, als Unzer *). Er leget folgenden Rath in den Mund eines mit diesen Kunstgriffen sehr nahe bekannten Arztes. „Ein Praktikus „muſs vor der Menge seiner Pazienten weder essen, „noch schlafen können. Er muſs auf den Koffee„häusern, in Gesellschaften, und überall, wo er „nur Kreaturen merkt, die hören können, die bit„tersten Klagen führen, daſs er ein geplagter Mann „seye, der sogar um Mitternacht auf den Straſsen „liegen müsse, wie ein Nachtwächter. Er muſs „keinen Besuch annehmen oder geben können, „und muſs nirgends zu finden seyn, als am Kran„kenbette. Wenn er zu Fuſse geht, muſs er die „Kinder auf der Straſse über den Haufen rennen,

*) Der Arzt. 1. B. S. 378.

„und wenn er fährt, so muſs er stäts auf seiner „Schreibtafel lesen. Wird er in einem Orte zu Gast „gebethen; so muſs er versprechen zu kommen, wo „es möglich ist! — es muſs aber nie möglich seyn. „Er muſs wegbleiben, und sich lieber zu Hause ins „Bette legen, damit er nicht Zeit habe, mit seinen „Pazienten fertig zu werden. Wenn ihn jemand „schleunig ruft; so muſs er ungeduldig werden, und „ausrufen: Ihr Leute meint wohl, daſs ich mich „zerreissen kann? Fünfzig Leute hab ich schon „besucht; und fünfzig warten noch auf mich, und „da steht noch eine Million vor der Hausthüre. „Wo wohnt ihr? ich will kommen! ihr müſst aber „warten! Mein Gott! sind denn keine Doktoren „mehr in der Stadt, als ich armer Mann? warum „nehmt ihr nicht einen anderen? nun — so kommt „nur her! — wie heiſst ihr? in fünf Minuten will „ich bey euch seyn! u. s. w."

Noch schändlicher ist es, wenn ein Arzt den Pazienten einer seiner Kollegen wohlwissentlich hinterrücks behandelt. Er schadet hiedurch nicht nur dem Kranken, denn es giebt kein sicheres Mittel, aus der Welt zu kommen, als sich von zwey Ärzten, deren keiner von dem anderen weiſs, behandeln zu lassen; sondern er handelt auch als ein Schurke gegen seinen Amtsbruder, dem er Zutrauen und Einkommen abkappert. Vorzüglich gerne lassen sich junge Ärzte in solche Schleichhändel ein. Sie suchen sich dadurch zu entschuldigen, daſs sie sa-

gen, es wäre ihnen unmöglich gewesen länger zuzusehen, wie dieser oder jener Arzt seinen Pazienten morde, indem sie glauben, im Stande zu seyn, ihn retten zu können. So rühmlich das Bestreben eines jeden ist, der das Leben seines Nebenmenschen zu retten sucht; so wenig kann der Weg, den sie einschlagen, gebilliget werden. Was würde endlich daraus werden, wenn jeder, auch aus den besten Absichten, den Pazienten zum Tummelplatze seiner Versuche machen wollte?

In Betreff des Besuches, den der Arzt seinen Pazienten abstattet, läſst sich die Dauer desselben natürlicher Weise nicht bestimmen, da sie von vielen Nebenumständen, als von der Verwicklung der Krankheit, von der Art, mit der sich der Pazient erkläret, oder auch von dem Scharfblicke des Arztes, abhängt. Wohl aber kann jeder Kranke von seinem Arzte fodern, daſs er ihn anhöre. Freylich giebt es Pazienten, worunter sich Hyppochondristen und hysterische Frauenzimmer vor allen auszeichnen, die nie zu klagen aufhören würden, wenn auch der Arzt Zeit und Geduld genug hätte, den ganzen Tag an ihrem Bette sitzen zu bleiben. Dieſs sind aber Ausnahmen, die den vernünftigeren Arzt gar nicht auſser Fassung bringen werden, wenn er die Kunst versteht, das Gespräch der Pazienten zu leiten, und ihrer lästigen Schwatzhaftigkeit, welche die Erkenntniſs der Krankheit mehr erschwert, als erleichtert, Schranken zu set-

zen. Aber es giebt auch wieder Ärzte, welche theils aus Scharlatanerie, theils aus Eilfertigkeit oder Ungeduld, ihre Pazienten nie zur Rede kommen lassen, und ihnen, sobald sie nur den Mund öffnen, entgegen rufen: genug! ich kenne ihre Umstände schon! . . Ich will eben nicht läugnen, daſs es Krankheiten gebe, die man durch den blossen Anblick des Kranken erkennen kann; aber ich behaupte diesem unerachtet, daſs der geübteste Arzt seinem Blicke nicht zu viel trauen dürfe; und deſswegen jede Gelegenheit benutzen müsse, welche dazu beyträgt, die Natur der Krankheit in ein helleres Licht zu setzen. Ein Arzt, der über irgend eine Krankheit ein Urtheil fällt, ohne die nöthigen Fragen angestellt zu haben, gleicht einem Richter, der einen Menschen zum Tode verdammt, blos weil es ihm scheint, er habe eine Spitzbuben-Physionomie.

Besonders vernachläſsigen die Ärzte die gehörigen Fragen in Spitälern, wo ihre Besuche eher einem medizinischen Spaziergange, als einem ernstlichen Geschäfte ähnlich sehen. Ihre Ordinazionen gleichen daher nicht selten jener eines französischen Feldarztes, der seine Pazienten in zwey Klassen, wovon eine die rechte, die andere die linke Seite des Krankensaales einnahm, abtheilte, und dann *en masse*, durch den Befehl, *qu'on saigne la droite, et qu'on purge la gauche*, verschrieb. Übrigens kann man es nicht verhehlen, daſs manche Spitalärzte fast gezwungen werden, ihre Spitalpa-

zienten oberflächlich, und nur im Vorbeygehen zu behandeln, weil die Anzahl der ihnen zur Behandlung angewiesenen Kranken zu groſs ist. Es giebt Spitäler, in welchen jeder Arzt täglich über zweyhundert Kranke zu besuchen hat; d. h. die Geschichte von zweyhundert Krankheiten im Kopfe haben sollte; denn daſs er sie nicht im Kopfe haben kann, wird jedermann leicht einsehen; und man wird hievon noch mehr überzeugt, wenn man bedenkt, daſs die geringe Besoldung, die Spitalärzte gewöhnlich beziehen, eben nicht das kräftigste Mittel ist, sie anzufeuern, sich ganz allein und ausschlieſslich dem Spitaldienste zu widmen. Auch ist es nicht möglich, bey dem kleinen Kapitale, durch dessen Interessen die Spitäler meistens verwaltet werden müssen, mehrere Ärzte anzustellen, und das zwar um so weniger, weil eine gute Hälfte des Einkommens für öfters überflüssige Beamten verwendet wird. Überhaupt hat es das Ansehen, die meisten Krankenhäuser seyen da, damit es scheine, man habe für die ärmere Klasse von Kranken gesorgt; und nicht um sie im Ernste thätig zu unterstützen. Alles ist daher für den Schein da: groſse luftige Zimmer; aber schlechte Brühen; reinliche Bettdecken — aber grobe — Segeltüchern ähnliche Leintücher — beschäftigte Krankenwärter, die aber, weil der Lohn, den ihnen das Spital giebt, nicht hinreicht, um leben zu können, die Vampiren,

oder die Blutsauger der Kranken werden müssen. u. s. w.

Einige Ärzte glauben, sich des vollen Zutrauens der Kranken zu bemächtigen, wenn sie solche sehr viel fragen; und lassen den Pazienten vor lauter Fragen nicht zu Worte kommen. Ehe noch der Kranke die erste Frage beantwortet hat, haben sie schon eine zweyte und dritte expectorirt. Am Ende wissen sie daher so wenig von dem Wesen der Krankheit, als vorher. Wieder andere fragen eben so, wie gewisse Menschen den Rosenkranz bethen, und verwenden oft nicht die geringste Aufmerksamkeit auf das, was ihnen der Pazient antwortet. Daher geschieht es manchmal, daſs ein armer Kranker sich äuſserst anstrengt, um dem Arzt begreiflich zu machen, wie der Auswurf aussieht, und daſs der Arzt ihn am Ende doch noch fragt: haben Sie einen Auswurf?

Der wahre, bedachtsame Arzt frägt nicht sehr viel, aber zweckmäſsig. Er läſst sich vor allem von dem Pazienten die Geschichte seiner Erkrankung erzählen. So erhält er ein rohes Gemählde der Krankheit, das er denn durch wenige Fragen ausarbeiten kann Der Arzt, welcher den Kranken die Geschichte nicht selbst erzählen läſst, sondern dessen Zustand durch bloſses Fragen erforschen will, gleicht einem Manne, der, um von dem Unglücke, das einem seiner Freunde zustieſs, Nachricht einzuholen, statt die Erzählung desselben geduldig abzuwarten, hastig

fragen wollte: bist du bestohlen worden, oder hast du Bankerott gemacht? ist dir der Bruder, dein Weib, oder dein Kind gestorben? u. s. w. So könnte er eine Stunde fortfragen, ohne z. B. zu erfahren, daſs sich der gute Freund das Bein gebrochen habe.

Man sehe daher bey der Wahl eines Arztes genau darauf: ob er gut und zweckmäſsig frage? thut er dieſs nicht, so seye man überzeugt, daſs die Behandlung der Krankheit eben so zweckwidrig ausfallen werde.

Um sich zu überzeugen, ob ein Arzt nicht handwerksmäſsig, und nach einem angewöhnten Schlendrian verfahre, gebe man Acht, ob er den Ursachen der Krankheit sorgfältig nachforsche, oder ob er sich bloſs begnüge, zu erfahren, welche Zufälle das Übel begleiten? Im ersten Falle legt er den geltendsten Beweis ab, daſs er den wahren, ich möchte sagen, einzigen sicheren Weg kenne, auf welchem man zur Kenntniſs der Krankheit gelangt. Bekümmert er sich aber einzig und allein um die Zufälle; so erregt er den gegründetesten Verdacht der gröbsten Unwissenheit. Ich werde diese Behauptung durch einige Erläuterungen und Beyspiele geltend zu machen suchen.

Es ist eine von allen Ärzten anerkannte Wahrheit, daſs Krankheiten von verschiedener Natur doch öfters von gleichen Zufällen begleitet sind. So ist z. B. der Puls in Krankheiten, wo man Aderlassen muſs, geschwind; das nämliche ist er in Krank-

heiten, wo eine Aderlässe tödten würde, und die stärkenden Mittel allein das Leben retten können. So giebt es Entzündungen der Lungen, bey welchen die schwächende oder kühlende Methode, — und andere, bey welchen die reizende, oder erhitzende Methode angewendet werden muſs, obschon die Pazienten sowohl in diesem als in jenem Falle gleiche Zufälle haben, und über gleiches Leiden klagen. Eine gewisse Gattung von Pocken gedeihet besser, wenn man die Kinder kühl hällt, sie herumlaufen läſst. u. s. w. Eine andere Gattung fordert warmes Verhalten im ganzen Umfange. Doch gleichen sich diese zwey so sehr verschiedenen Gattungen von Pocken in ihren Erscheinungen. Ein Arzt, der Krankheiten bloſs nach ihren Zufällen beurtheilt, würde sagen: hier ist geschwinder Puls; hier ist Entzündung; oder — hier sind Blattern; hier muſs Adergelassen, und dort Kälte angewendet werden. Trifft es sich, daſs die Krankheit nun eben der Art ist, daſs sie diesen Mitteln weichet; so hat der Zufall einem solchen Arzte aus der Noth geholfen; wären sie aber einer anderen Natur gewesen, so würde der arme Kranke unausbleiblich das Opfer der Unwissenheit des Doktors geworden seyn.

Die Ursachen der Krankheiten hingegen verbreiten ein weit sichereres Licht über ihre Beschaffenheit. Der Arzt, welcher daher, bevor er das Wesen des Übels bestimmet, die Ursachen, die selbes hervorbrachten, genau untersucht, ist keiner,

wenigstens einer weit unbedeutenderen Gefahr ausgesetzt, hier einen Fehltritt zu thun; und er verfährt denn freylich noch weit sicherer, wenn er seinen Blick zugleich auf die Zeichen der Krankheit heftet, welche, obwohl sie allein beynahe immer zu Fehlschlüssen verleiten, in Zusammenhaltung mit den Ursachen, gewifs sehr viel zur richtigen Kenntnifs der Krankheit beytragen. Setzen wir zum Beyspiele den Fall: eine Person würde von heftigem Kopfwehe ergriffen, und suchte Hilfe bey einem Arzte, der über die Natur der Krankheiten nie abortheilt, ohne sich vorher mit ihren produktiven Ursachen bekannt gemacht zu haben. Dieser Arzt würde nun vor allem fragen, welche Lebensart dem Übel vorausgegangen seye? ob man sich mehr oder weniger, als gewöhnlich genähret, kalt oder warm gehalten habe? ob freudige, oder schmerzhafte Gefühle, Anstrengung der Geisteskräfte, oder Unthätigkeit derselben vorausgegangen seyen? u. s. w., dann wird es ihm leicht seyn, zu bestimmen, ob diesem Leiden erhöhte Kraft oder Thätigkeit, oder Mangel derselben, also Schwächezustand, oder was immer für eine Ursache zum Grunde liege? und es wird ihm leicht werden, nach dieser Erkenntnifs seine Heilart einzurichten. Ein Doktor aber, der die Zeichen der Krankheit, d. i. Erscheinungen, als sein Gesetzbuch betrachtet, würde hier, ohne weiterem Bedenken, sagen: hier ist Kopfwehe; gegen Kopfwehe ist gut zur Ader zu lassen: also lasse

man zur Ader! und so den Erfolg dem Zufalle überlassen.

Das Gesetz, welches die Ärzte verpflichtet, sich nach den Ursachen der Krankheit zu erkundigen, ist so alt, als die Arzneykunde selbst: allein, unglücklicher Weise wird es von ihnen höchst selten, oder nur so befolgt, daſs sie keinen Vortheil daraus ziehen können. Alles, was die meistens Ärzte thun, ist, daſs sie im Vorbeygehen fragen: was haben Sie der Krankheit für eine Ursache gegeben? ist diese Frage einmal angestellet worden; so begnügen sie sich mit der Antwort des Pazienten, so unzureichend sie auch immer ausfallen mag. Wären alle Menschen von den Ursachen unterrichtet, die Krankheiten zu erzeugen fähig sind: d. h. wären alle Leute mit dem wichtigsten Punkte der Arzneywissenschaft, mit der Aetiologie, nämlich mit der Lehre von den Krankheitsursachen, bekannt, so könnte man mit ziemlich festem Vertrauen von jedem Pazienten die Bestimmung derjenigen Quellen erwarten, aus denen das Übelbefinden herkömmt. Da aber dieſs der Fall so selten ist; so muſs der Arzt die hervorstechendsten Ursachen, die er in Verdacht hat, dem Kranken oder den Umstehenden einzeln, so zu sagen, spezifizirt vor Augen legen, und so eine leicht zu gebende Antwort erwarten, bevor er sein Urtheil fällt, oder irgend eine Heilmethode einschlage.

Übrigens gehöret eine gewisse Delikatesse, ein

*Savoir faire* von Seite des Arztes dazu, um in der Erforschung und Specifizirung der Krankheitsursachen den Anstand, oder andere Verhältnisse nicht zu beleidigen; eine Regel, die für den Arzt sehr wichtig ist; wenn er anderst nicht manchmal seine Pazienten oder ihre Anverwandte in die gröſste Verlegenheit setzen — oder wohl gar zwischen Eheleuten und andern, einen unvertilgbaren Verdacht erregen, und so in friedliche Familien den Apfel der Zwietracht werfen will.

Von keinem Heilkundigen kann man fordern, daſs er die Bestimmung der Krankheit, die Diagnose bey dem ersten Besuche mache; denn oft gehört eine durch mehrere Tage fortgesetzte Beobachtung des Übels dazu. Dieser Fall tritt am öftesten bey lang dauernden, oder den sogenannten chronischen Krankheiten ein, die manchmal weder aus der Erzählung des Pazienten, noch aus der Wirkung der schon gebrauchten Mittel, sondern bloſs aus eigener Beobachtung, bestimmet werden können. Man nehme es daher dem Arzte nicht übel, wenn er bey solchen Fällen seine Meynung nicht auf den ersten Anblick äuſsert; man halte ein voreiliges Urtheil nicht für den Beweis tiefer praktischer Kenntnisse! man lobe vielmehr das Betragen eines solchen Doktors, und sehe das Gegentheil für den deutlichsten Beweis einer groben Unwissenheit oder einer sträflichen Voreiligkeit an: — in beyden Fällen leidet das Wohl des Kranken.

Aus sehr leicht begreiflichen Ursachen fragen die Kranken so gerne um den Namen ihrer Krankheit, und, wo möglich, auch um die Theorie derselben. Der menschenfreundliche Arzt wird sich daher nie weigern diese Neugierde, so weit es die Umstände erlauben, zu befriedigen. Thut er dieſs auf eine kluge, behutsame Art, so daſs der Pazient, indem er näher mit seinem Zustande bekannt wird, die Gefahr weniger fürchtet; so trägt er hiedurch mehr zu seiner Genesung bey, als mancher andere, durch die kostspieligsten Mittel.

Schade ists, daſs die meisten unserer Kunstwörter so fürchterlich klingen, und jeder Pazient, der seine Krankheit nennen hört, von Furcht und Schrecken ergriffen wird. Wie muſs dem Kranken zu Muthe seyn, dem der Arzt sagt, er leide an einem Faulfieber! er sieht hier alle seine Säfte faulen, und denkt sich seinen Körper als eine Mistpfütze. Trauriger, chimärischer Gedanke! Unwiderlegbare Gründe haben bewiesen, daſs in einem lebenden Körper nie eine Fäulniſs Statt finden könne. Eben so umgereimt ist der Name eines hitzigen Gallenfiebers. Ich läugne nicht, daſs es Fieber gebe, in welchen mehr Galle, als im gesunden Zustande, abgesondert wird, so wie wir Fieber sehen, bey denen eine ungeheure Menge Urin oder Speichel abgesondert wird, ohne daſs sie deſswegen den Namen von hitzigen Urin- oder Speichelfiebern erhalten. Die fehlerhafte Absonde-

rung der Säfte ist nie die Ursache, sondern die Wirkung der Krankheit. Ein Arzt, also, welcher bey Krankheiten, wo viel Galle abgesondert wird, diese Galle für die Ursache des Übels ansieht, und glaubt, er müsse, um den Pazienten heilen zu können, sie abführen, gleicht einem Heerführer, der, weil er beobachtet, daſs die Furchtsamen in der Schlacht gerne ein Abweichen bekommen, dieses Abweichen für die Ursache der Furcht ansehen, und daher allen Poltronen seiner Armee vor dem Treffen zum Abführen einnehmen lassen wollte.

Ich würde nie endigen, wenn ich alle die ungereimten Benennungen der Krankheiten, auf welche die eben so ungereimte Behandlung meistens gegründet ist, anführen wollte. Niemand hat diesen Gegenstand treffender geschildert, als Molliere. So sehr sich auch manchmal dieser groſse Drammatiker gegen die Würde der Arzneykunde selbst versündiget hat, so wahr und richtig ist die Schilderung, die er von ihrem Zustande zu seiner, von unsern, in medizinischer Hinsicht, leider! nicht sehr unterschiedenen Zeit, machte. So sagt zum Beyspiele sein Burgon, er habe einen Kranken aus der Bredypepsie in die Dyspepsie, und endlich gar in die Apepsie fallen lassen.

Manche Doktoren, um den Zustand des Pazienten, sowohl diesem selbst, als den Umstehenden recht bedenklich zu machen, pflegen zu sagen: unser Pazient hat sechs, sieben Krankhei-

ten zugleich. Sie machen nämlich aus jedem Zufalle einer und derselben Krankheit, wieder eben so viele besondere Krankheiten. Wenn sie z. B. ein einfaches, von Erkältung, Verdrufs, und Mangel an hinlänglicher Nahrung entstandenes Fieber, das noch überdiefs mit Hitze, Gliederreifsen, Husten, mit schleimicht-gallichtem Erbrechen vergesellschaftet ist, taufen sollen, so nennen sie es ein hitzig-rheumatisch-katarrhalisches Gallen- und Schleimfieber. Kann die Charlatanerie, oder die Unwissenheit weiter gehen? *)

Viele Menschen sind an diese Nomenklaturen, die in dem Munde eines Arztes, welcher die Amtsmimik versteht, noch weit fürchterlicher klingen, so sehr gewöhnt; dafs sie Doktoren, die — weit entfernt von jedem Charlatanismus — der Krankheit einen einfachen, ihrer Natur entsprechenden Namen geben, für Ignoranten halten. Daher glauben sich junge Ärzte gezwungen, ihre Kranken gegen eigene Überzeugung mit solchen imponirenden Krankheitstiteln zu erschrecken.

Eben so ungereimt sind die ermüdenden Metapher, deren sich Ärzte, um die Natur der Krankheit dem Pazienten und den Umstehenden auf eine elegante Art begreiflich zu machen, bedienen. Die französischen Ärzte sind hierin wahre Meister. Bey ihnen

*) Das eben genannte Fieber würde z. B. im Lateinischen so klingen: *Febris acuta — rheumatica — catarrhalis — bilioso — pituitosa.* Das ist gelehrt! . . .

sind folgende Ausdrücke sehr geläufig: *Votre ventre, Princesse, fier et orgueilleux hier, est aujourd'hui humble et moû, le tact ne peut lui reprocher la moindre boufissure; il doit être satisfait, parcequ'en effet ce vertu est tres satisfaisant. Vos selles sont des selles d'espérance; elles sont victorieuses, triomphantes, consolantes, qualia oportet, commé dit le grand Hippocrate: dorées, comme vos nuits, elles sont dignes d'elles. Morphée choisit pour vous ses pavôts. Vos songes sont couleur de rose.* *)

Man fordert von dem Heilkünstler nicht allein, daſs er die Krankheit heile oder lindere; sondern man fordert auch von ihm, daſs er ihren Ausgang vorhersage. Der Doktor, dessen Vorhersagungen eintreffen, und wenn das auch nur mit dem Tode geschehen sollte, wird oft mehr geschätzt, als jener, der weniger geschickt voraussagt, aber glücklicher heilt.

Wer den Ausgang einer Krankheit richtig voraus bestimmt; d. h. eine richtige Prognose macht, verräth ohne Zweifel, daſs er die Natur des Übels mit einem tiefen, richtigen Blicke gefaſst habe. Der Ausgang mag demnach, was immer für eine Richtung mehmen, so gereicht es immer zur Ehre des prophetischen Arztes.

Die Kunst, den Ausgang der Krankheiten zu bestimmen, gründet sich, theils auf die nöthigen

*) *Supplément à l'ouvrage de Penelope p. 7.*

Kenntnisse über die Natur der Krankheit; theils auf vieles Krankensehen; und auf die richtige Beobachtung am Krankenbette. Wo es darauf ankömmt, ob der Pazient aufkommen werde, oder nicht? sind die Pfarrer und Krankenwärter oft bessere Propheten, als die Ärzte. Wo es sich aber frägt: welchen Ausgang wird diese, oder jene Krankheit nehmen? wird sie sich in Gesundheit oder Tod endigen, oder wird sie in ein anderes, und in welches Übel übergehen? Da wird niemand die Fragen richtiger zu beantworten im Stande seyn, als der Heilkundige, der seine Wissenschaft im ganzen Umfange versteht.

Nie und nirgends verräth der grofse Haufe von Ärzten so viel Charlatanismus, als im Punkte der Voraussagungen. Einige folgen dem Beyspiele der Orakel, und hüllen ihre Prognose so sehr in das Gewand der Zweydeutigkeit ein, dafs sie in jedem Falle Recht haben müssen. Unterdessen verdienen diese weniger getadelt zu werden, als jene, die den Ausgang einer Krankheit mit einer Gewifsheit voraussagen, als wären sie Gottheiten, und so die Hoffnung oder die Furcht einer ganzen Familie dem Zufalle Preis geben.

Jedes noch so unbedeutend scheinende Übel, kann in eine gefährliche, oft auch tödtliche Krankheit übergehen, ohne dafs der erfahrenste Arzt diese Metamorphose nur von weitem hätte ahnden können. Der vernünftige Arzt, der mit dem Leben

des Pazienten, und mit der Ruhe der Umstehenden keinen Muthwille treibt, wird daher nie mit Gewifsheit die Heilung einer noch so gefahrlosscheinenden – besonders hitzigen, Krankheit versprechen. Er wird sich begnügen, zu sagen: bis itzt ist keine Gefahr vorhanden; die Wahrscheinlichkeit spricht für die Genesung des Kranken; u. d. gl., aber nie wird er mit seinem Kopfe, oder mit seinem Vermögen dafür bürgen wollen.

Bis zur Eintretung der Fäulnifs, kann, bey noch unverletzter Organisazion, Leben für möglich gehalten werden. Daher sieht man nicht selten Kranke wider alle Erwartung genesen, und, so zu sagen, Leute wieder vom Tode auferstehen. So wie also der Arzt sehr behutsam in der Prognose seyn mufs, damit er nicht sichere Hoffnung der Genesung bey noch so gefahrlosscheinenden Übeln erwecke; eben so sehr mufs er sich hüten, alle Hoffnung bey dem gefährlichsten Übel aufzugeben. Manche Ärzte fallen nicht allein aus Zaghaftigkeit in diesen Fehler, sondern sie haben es sich zum Gesetze gemacht, überall das Leben, auch wo kaum eine Gefahr zu ahnden ist, abzusprechen; ein Kunstgriff, dessen sie sich bedienen, um ihre aufserordentliche Geschicklichkeit zu beweisen. Sie denken: stirbt der Pazient — je nun! so habe ich es voraus gesagt; — geneset er, so wird man meine Prognose gerne auf die Entschuldigung, dafs ich mehr

leiste, als ich versprechen wollte, vergessen. Welche Moral! Um seinem Ansehen einen höhern Schwung zu geben, um seinem Eigennutze zu fröhnen, sollte der Arzt das Elend einer gebeugten Familie, die über die Gefahr ihres Oberhauptes weint, aus bloſsem Muthwillen vergrösſern wollen? — Ist es euch gleichgültig, Barbaren, ob eine zärtliche Gattinn aus eurem Munde Trost, oder Verzweiflung über den Zustand ihres Mannes erhalte? — Meinet ihr, daſs die Überraschung einer unvermutheten Genesung den Schmerz, den ihr ohne Ursache in das Herz eines Freundes, eines Kindes, eines Vaters, einer Geliebten, oder sonst einer theueren Person werfet, wieder vergüten werde, so wie eine gröſsere Belohnung euren schändlichen Geiz sättiget? —

Selbst in jenen Fällen, wo jede Hoffnung verloren ist, muſs der Arzt die Nachricht der Gefahr auf eine humane Art den Anverwandten, Freunden, oder dem Pazienten selbst, falls dieser es verlangt, und wenn es ohne Nachtheil für sein Leben geschehen kann, mittheilen. Allein noch immer giebt es Doktoren, welche durch einen einzigen, ohne Vorbereitung ausgesprochenen Machtspruch, ganze Familien in Verzweiflung, und manchen empfindsamen Menschen in Krankheiten gestürzt haben. Ich kenne eine zärtliche Mutter, welche für ihr krankes Kind einen Atzt rufen lieſs. Sie selbst ahndete schon die Unmöglichkeit einer Wiedergenesung. Dessen uner-

achtet verursachte das Kompliment des eintretenden Arztes, der, um einen Beweis seines physiognomischen Blickes abzulegen, unter der Thüre ausrief: das Kind ist verloren! eine so heftige Erschütterung, dafs die arme Mutter beynahe mit dem Kinde durch eine gefahrvolle Krankeit ein Opfer des Todes geworden wäre.

Übrigens sollten jene Ärzte, die minder gefährliche Krankheiten für tödlich schildern, bedenken, dafs ihre Todesurtheile Ansehen und Gewicht verlieren, sobald das Publikum bemerket, dafs der Erfolg der Vorhersage nicht entspricht. Ärzte werden dann der Gegenstand des Gelächters; und Voraussagungen, die wirklich reellen Grund haben, erhalten dann keinen Glauben mehr.

Es ist bekannt, dafs der grofse Van Swieten einer vornehmen Dame, die an keine Krankheit dachte, und sich recht wohl befand, voraussagte, sie würde bald einen Schlagflufs erleiden, der sich auch bald darauf einstellte. Es ist aber auch bekannt, dafs andere Ärzte, welche Swieten parodiren wollten, ohne seinen Geist zu besitzen, Leute, denen sie Krankheiten prophezeiten, durch ihre fürchterliche Prognosen in dieselbe stürtzten, oder wohl gar tödteten. Wie mancher Hypochondrist bildet sich nicht ein, er leide an allen den Krankheiten, wovon er in irgend einem medizinischen Buche liest? Wie mufs ihm dann erst zu Muthe seyn, wenn ihm ein Mann, dem er sein ganzes

Zutrauen geschenkt hat, ankündiget, dieses oder jenes Übel stehe ihm bevor; ein Blutsturz oder ein Schlagfluſs seye im Anzuge? u. s. w.

In Betreff der Heilart, die der Arzt einschlägt, habe ich bereits bemerkt, daſs der Kranke nie kompetenter Richter darüber seyn könne. Ich schlieſse daher mit einigen Betrachtungen über das Verfahren des Arztes in Hinsicht auf die Mittel, die er vorschlägt; auf die Gesetze, denen er seine Pazienten unterwirft; Dinge, die allerdings beherziget zu werden verdienen, da sich hierin der gute Arzt von dem schlechten so wesentlich unterscheidet.

Der Arzt bedienet sich zur Behandlung der Krankheiten entweder der sogenannten pharmazeutischen, oder der diätetischen Mittel, oder beyder zugleich. Jene verschafft er sich durch Vorschriften, die bekanntlich der Apotheker ausfertiget; diese erzwecket er durch Anordnungen, welche die Nahrungsmittel, die körperlichen Übungen, die Leidenschaften u. d. gl. betreffen.

Man kann den mehresten Ärzten unserer Zeit mit ziemlich viel Recht den Vorwurf machen, daſs sie sich allzusehr auf pharmazeutische Mittel verlassen, und die diätetischen gar keiner Rücksicht würdigen, oder sie wenigstens nicht so anwenden, daſs sie mit den erstern Hand in Hand gehen. Diesen Fehler haben Ärzte älterer Zeiten sorgfältig vermieden, obgleich man einigen derselben einen Fehler entgegengesetzter Art zur Last legen könnte.

Wenn schon daher die Väter der Heilkunde ihren Pazienten sorgfältig die Nahrung auswählten, selbst die Gattung der Bewegung bestimmten, die für ihren Heilplan die zweckmäſsigste war, überhaupt alles anwendeten, um das Gemüth des Leidenden durch Musik, Gesellschaften, Poesie, und anderen Zerstreuungen, im Nothfalle auch durch Furcht, Überraschung u. s. f. so zu stimmen, daſs auch dadurch die Genesung eher und gewisser herbeygeführt ward; so verfährt doch der groſse Haufe der Ärzte gerade auf eine ganz entgegengesetzte Art, indem er glaubt, alles, was man von ihm fordern könne, bestehe in Rezeptenschreiberey. Selten verlassen diese Herren ein Krankenbett, ohne vorher ein Rezept hinterlassen zu haben, das manchmal bloſs dazu gemacht ist, die Börse, aber nicht das Übel des Kranken anzugreifen.

Bey der Wahl des Arztes, bey seinen Vorschriften, überhaupt bey der ganzen Handlungsweise des Heilkundigen am Krankenbette, sehe man hauptsächlich darauf, ob er bloſs Rezepten zu schreiben, oder zugleich die diätetischen Mittel mit den pharmazeutischen zu verbinden verstehe — eine Kunst, die vorzüglich bey der Behandlung langwieriger Krankheiten wesentlich nothwendig ist, wo man Zeit genug hat, durch die zum Theile schon erwähnten Mittel der Diätetik, dem Gange des Übels eine bessere Richtung zu geben. Die Nahrungsmittel können z. B. in gröſserer Menge genom-

men werden, als die Arzneyen; auch sind sie mehr homogen für den Körper, und ersetzen die verlornen Theile am leichtesten. Daher kömmt es, daſs durch eine zweckmäſsige Auswahl der Nahrungsmittel Krankheiten gehoben worden sind, gegen welche man vorher ganze Apotheken vergebens erschöpfte. So hat man durch den bloſsen Gebrauch frischer Eyer, Auszehrungen, Bleichsuchten, ja selbst Gelbsuchten, welche keinem pharmazeutischen Mittel weichen wollten, nach der Versicherung des englischen Arztes Whytt geheilt. So hat sich Hunters Bemerkung gänzlich bestätiget, daſs alte, für unheilbar erklärte, venerische Zufälle einzig durch eine nahrhafte Kost, durch den Gebrauch des Weines, durch gesunde reine Luft verschwinden. So hat Unterwood bewiesen, und der berühmte Anatom und Wundarzt Professor Scarpa zu Pavia bestätiget, daſs alte, von innerer Ursache entstandene Geschwüre an den untern Gliedmaſsen, an denen die Kunst der Wundärzte beständig scheiterte, wo nicht immer, doch meistens durch Fleischkost, Wein, und durch die Anwendung einer Zirkularbinde in der Gegend des Geschwüres geheilet werden. — Wenn es wahr ist, daſs einst die Könige von Frankreich und England durch eine einzige Fingerberührung von Skropheln (einer Drüsenkrankheit) befreyten; worin finden wir sonst einen Erklärungsgrund dieser Erscheinung, als in der wohlthätigen Einwirkung der Ehrfurcht, der Erwartung, des Zutrau-

ens — überhaupt der Seelenreize auf den Organismus? Es ist eben so unläugbar, und eine Sache, die eben so erklärt werden mufs, dafs Amulette, und wie alle die Attribute des Aberglaubens heifsen mögen, Wechselfieber oder andere Krankheiten vertrieben haben, gegen welche Ärzte, eben weil sie nur mit Rezepten dagegen kämpften, umsonst zu Felde zogen. Jeder Arzt weifs, dafs der unsterbliche Boerhaave Hyppochontristen durch Bewegung, durch das Reiten herstellte, und dafs Sydenham, der Hippokrat des vorigen Jahrhunderts, behauptet, was ich ihm eben nicht so unbedingt nachbethen möchte, Reiten wäre ein eben so spezifisches Mittel gegen Lungensucht, als Chinarinde gegen Wechselfieber. Ich will hier des Heeres hartnäckiger Übel, die auf sogenannten Lustreisen, bey dem Aufenthalte unter lustigen, frohen Gesellschaftern, Badegästen u. d. gl. verschwinden, gar nicht erwähnen, und meine Leser nur auf die vielen Fälle der hartnäckigsten Übel aufmerksam machen, die einzig und allein der Musik ihre Heilung verdanken. Und wer weifs es endlich nicht, dafs bey der Melancholie, dem Wahnwitze, alles auf die Seelenstimmung ankömmt; und dafs es daher in Spitälern so schwer hält, Krankheiten der Art zu heben, weil es eben so schwer hält, die Phantasiespiele dieser Unglücklichen gehörig zu leiten.

Es ist nicht genug, dafs der Arzt sich der diätischen Mittel bediene, sondern er mufs auch

trachten, daſs ihre Auswahl den pharmazeutischen nicht widerspreche. Ein Arzt, der dieses Bedingniſs übersieht, beweiset, daſs er bloſs mechanisch, und nach keinen bestimmten Grundsätzen handle. Auch Nichtärzte können in den mehrsten Fällen urtheilen, ob der Heilkundige die diätetischen Mittel sowohl, als die pharmazeutischen, so anordne, daſs sie harmoniren, und beyde zu einem und demselben Zwecke führen; und so können sie leicht die Geschicklichkeit des Arztes auch in diesem Punkte messen.

Verschreibt zum Beyspiele ein Arzt eine Aderlässe, und erlaubt er auf der andern Seite nahrhafte Speisen, Kraftsuppen, Eyer u. d. gl.; so ist hierin sein Verfahren irrig, widersprechend — Unsinn; denn er konnte die Aderlässe in keiner anderen Hinsicht anordnen, als um die Blutmenge zu vermindern, und so die Lebenskraft herabzusetzen; ein Zweck, den er nie erreichen wird, so lange er auf einer Seite das zusetzt, was er auf der anderen hinwegnimmt. Doch ist dieser Fehler bey Ärzten eben nicht so selten; ja es giebt einige — ich darf sagen, sehr viele, unter ihnen, die, wenn sie eine Aderlässe anordnen, auch zugleich ihren Pazienten einschärfen, sich wacker zu nähren, um das verlorne Blut zu ersetzen. Das Publikum hat selbst gröſstentheils dieser lächerlichen Theorie gehuldiget, und nie sind Küche und Keller so gut bestellt, als wenn zur Ader gelassen wird, um Krankheiten zu heben, oder Krankheiten vorzubeugen.

Eben so zweckwidrig verfahren die Ärzte, welche, überzeugt von der Nothwendigkeit, den Pazienten zu stärken, stärkende Mittel verschreiben, ihn aber zu einer Galeerenkost verdammen, die in Wasser und Brod besteht. Dieses unsinnige Verfahren ist, ich möchte sagen, allgemein — auch unter den Ärzten besserer Gattung, geworden. Man sieht sie täglich gegen Krankheiten von Schwäche, z. B. bey der Bleichsucht, bey langdauernden Blutflüssen, bey krampfhaften Übeln, bey Verstopfungen und andern Beschwerden des Unterleibes, stärkende Mittel, als Eisenfeile, Zimmet, Pfeffermünzenwasser, China, Baldrian u. s. w. verordnen, während dem sie auf das Strengste den Genuſs der Fleischspeisen, des Weins, oder des Kaffees verbiethen; als ob der mäſsige Gebrauch dieser Dinge, besonders bey Personen, die an solche gewohnt sind, da schaden könnte, wo man von den erwähnten Arzneyen Nutzen erwartet. Die Wirkungen der Arzneymittel werden gewiſs nie unserer Erwartung entsprechen, wenn nicht jene zu gleichem Endzwecke führende harmonirende Speisen sie unterstützen, und befördern. Die lange Dauer, selbst der üble Ausgang, den gedachte Krankheiten nicht selten nehmen, gründet sich gewiſs oft mehr auf das zweckwidrige Verfahren jener Ärzte, welche auf einer Seite geben, und auf der andern nehmen, als auf die Natur der Krankheit selbst.

Das gröbste Vergehen gegen den gesunden Men-

schenverstand ist es, wenn Ärzte Arzneymittel verschreiben, die entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen müssen, so, daſs eines die Wirkung des andern aufhebt. So lassen sie z. B. zur Ader, und vermindern dadurch den Blutreiz, bringen aber im nemlichen Augenblicke einen dreymal stärkeren Reiz durch ein Blasenpflaster an. Dieſs sinnlose Verfahren hat niemand besser gerüget, als Tralles. Nichts, sagt er, ist widersprechender, als auf einer Seite das Feuer zu löschen, und auf einer anderen neuen Brennstoff dazu zu legen. In den meisten Fällen wird der Pazient ein Opfer dieses Unfuges. Morgens läſst man einem Kranken mit vollem, hartem Pulse zur Ader; der Puls wird weicher, und die Entzündung geringer. Nun setzt man ein Vesikator; dieſs erhebt wieder die Krankheit, macht von neuem einen harten Puls, und gröſsere Entzündung; man läſst also wieder zur Ader, dann setzt man wieder ein Vesikator, und so geht es fort, bis eine von den streitenden Partheyen gewinnt, und der Verlust sicher auf die Seite des Pazienten fällt. Eben so oft, und eben so unsinnig, verschreiben Ärzte innerlich Kampher, hofmannische Tropfen, und andere reizende Mittel, indeſs sie äuſserlich Blutigel, oder andere schwächende Dinge anwenden. Der Ausgang der Krankheit mag nun seyn, welcher er will, so weiſs Gott, was für Arzneyen, ob die schwächenden oder die stärkenden, ihn bewirket haben.

Der Kranke, welcher sich einem Arzte anvertraut, leget ihm gewissermaſsen stillschweigend folgenden Kontrakt vor: Ich Kranker unterwerfe mich allen deinen medizinischen Vorschriften, verlange aber von dir Arzte, daſs du mir keine härteren Gesetze auferlegest, als zu meiner Herstellung nothwendig sind. Freylich scheinen so manche Fakultätsmänner von diesem Kontrakte nichts zu wissen, und sind, im vollen Sinne des Wortes, Tyrannen am Krankenbette. Nach ihren Vorschriften zu urtheilen, müſste man glauben, den Pazienten seye alles schädlich, was sie wünschen, und alles nützlich, was sie verabscheuen. Selbst Kinder haben diese Bemerkung gemacht. In einem Spiele, wo Kranker und Arzt parodirt werden, verbiethet dieses jenem gewiſs alle seine Lieblingspeisen. Manche Leute sind so sehr überzeugt, daſs ihnen ein guter Arzt alles verbiethen müsse, was ihnen schmekt: daſs sie alles Zutrauen in jenem verlieren, der eben nicht übermäſsig streng ist, und bloſs das Schädliche entfernet. Viele Ärzte müſsen daher verbiethen, nur um geschätzt zu werden. Die Menschen sind einmal so! auch das schlimste, wenn es einmal durch Gewohnheit das Bürgerrecht erhalten hat, halten sie für gut, und wehe dem, der sie eines Besseren belehren will! — — — —

Indessen gewinnen die Ärzte nichts durch ihren Despotismus. Die Kranken, schon im voraus

überzeugt, daſs ihnen keine ihrer Forderungen gewähret werde, und dennoch ihren Begierden nicht entsagen können, treiben dann eine Art Schleichhandels, und befriedigen sorglos ihren Appetit. Hat dieſs keine nachtheilige, oder wohl gar wohlthätige Folgen, so verliert der Arzt das Zutrauen, vielleicht nicht ganz ohne sein Verschulden, und schreibt den Erfolg der Besserung seiner Medizin allein zu, die dabey den wenigsten Antheil haben mag, oder wohl gar derselben im Wege gestanden war. So kenne ich einen Arzt, der durch eine strenge Diät, und mit einem halben Gran Kampher, zweymal des Tages gegeben, einen Melancholiker hergestellt zu haben wähnte; mittlerweile sowohl dieser selbst, als dessen Freunde die Heilung einer nahrhaften Kost, und dem mäſsigen Gebrauche des Weines, mit deren Darreichung man der Tyrannie des Doktors ein Schnippchen schlug, mit allem Rechte zuschrieben. Nur zu oft hat mich die Erfahrung überzeugt, daſs manche Genesung, welche der Jungfer Köchin im Stillen zu verdanken war, der hohen Wissenschaft eines Arztes zugeschrieben wurde. Ergiebt sich aber der, gewiſs nicht seltene Fall, daſs der Pazient durch Dinge, die er ohne Vorwissen des Arztes genossen, sich geschadet hat, so erfährt der strenge Herr Doktor gewiſs am wenigsten was davon, und kann daher, da er die Ursache nicht kennet, auch keine Hilfe schaffen.

Man kann es dem Arzte nicht verargen, wenn

er manchmal dem Pazienten etwas abschlägt, wovon er in seinem Inneren überzeugt ist, daſs es an und für sich demselben eben nicht schädlich seyn könne. Er sieht sich gezwungen, so zu verfahren, weil man gewöhnlich zu glauben geneigt ist, der Rekonvalescent werde durch eine solche Bewilligung gegen alle Schädlichkeiten, wie durch einen Talisman, geschützt. Aus diesem Grunde muſs es sich der Arzt oft zum Gesetze machen, Gebothe zu geben, die sich bloſs auf die Möglichkeit irgend einer — auch dem Gesunden bevorstehenden Gefahr gründen. Es giebt daher gewisse Dinge, wie z. B. das Tanzen nach überstandenen Krankheiten, die der Heilkünstler geradezu verbieten muſs; nicht weil er fürchtet, die Sache an sich möchte schaden; sondern weil er nicht für alle Zufälle, deren Verantwortung er bey einem Rückfalle übernehmen müſste, bürgen kann.

Die allzugroſse Gefälligkeit des Arztes gegen seine Pazienten, mit welcher er selbst schädliche Dinge nicht untersagt, ist eine eben so verwerfliche Untugend, als der ärztliche Despotismus. Eine Gefälligkeit solcher Art, besonders wenn sie gegen Reiche und Vornehme die Handlungsweise des Heilenden bestimmt, bezeichnet laut den kriechenden Charakter der Letzteren. Auch hier ist die Mittelstraſse der Weg, auf welchem der redliche, weise Arzt, zwischen despotischer Strenge, und sklavischer Nachgiebigkeit einherwandeln muſs.

Oft schlagen Pazienten selbst, oder Anverwandte und Freunde ein Mittel vor, und erwarten die Sankzion des Arztes. Da die Beypflichtung fremder Menschen zu unsrer Meynung so sehr unserer Eigenliebe schmeichelt; so benutzen zuweilen Ärzte solche Gelegenheiten, um in der Gunst ihrer kranken Mäzenaten immer festeren Fuſs zu fassen. Kaum proponirt ein altes Weib irgend ein Mittel; so hat der Herr Ordinarius schon ein Loblied darauf *in petto*, bewundert den trefflichen Einfall, und ist wohl gar schwachköpfig und herzlos genug, die Schande, nicht selbst darauf verfallen zu seyn, laut zu bekennen. Wieder andere sehen jeden Vorschlag von Nichtärzten für eine Beleidigung ihrer Allwissenheit an, und opfern eher die Behandlung ihrer Pazienten auf, als daſs sie hiezu ihr Votum geben. Der redliche und denkende Arzt allein wird auch hier die seelige Mittelstraſse finden, und immer das Interesse des Leidenden vor Augen haben. Schlagen nun Pazient und Freunde ein Mittel vor, das unschädlich, vielleicht gar nützlich ist, so miſsbilliget er keineswegs die Anwendung desselben, sondern zieht solches selbst seinen vorgeschriebenen Arzneyen vor, wenn diese mit jenem gleiche Wirkung haben. Ist hingegen das Mittel schädlich; läſst sich der Kranke hievon nicht überzeugen, und beharret er fest auf seinem Vorschlage, so bleibt dem Heilarzte freylich kein anderer Weg übrig, als der ferneren Behandlung des Kranken zu entsagen, oder ihn, wenn

es sich ohne absolute Gefahr thun läfst, durch den Erfolg von seinem Irrthume zu überzeugen. Ich behandelte einen Kranken an einem Wechselfieber, das aus Schwäche entstanden war. Kaum genas er, als er, aus dem Wahne, sich nun erst reinigen zu müssen, ein Abführungsmittel forderte. Ich weigerte mich, es ihm zu verschreiben, allein, da dieser unabänderlich darauf bestand, so willigte ich endlich darein mit dem Bemerken, dafs gewifs ein Rückfall erfolgen werde. Das abführende Mittel hatte kaum gewirket, und der Fieberanfall war da. Nun hatte mein Pazient eine Lekzion genommen, und er setzte meinem Heilplane kein Hindernifs mehr entgegen.

Es entstanden einst grofse Fehden darüber, ob ein rechtlicher Arzt sich gewisser Geheimmittel (*Arcana*) bedienen dürfe? Man mag immerhin für die Bejahung dieser Frage anführen: dafs der grofse Haufe selten dasjenige achte, oder verehre, was seine Sinne allzuleicht begreifen; dafs die besten Mittel von ihren Entdeckern als Arkana verkauft worden; dafs ein Arzt, der zum besten der Menschheit ein Mittel auffindet, auch das Recht beybehalte, Vortheil daraus zu ziehen; so sprechen doch Erfahrung und Moralgesetze gegen alle Geheimnifskrämerey. Alle Arkanenhändler, ohne Ausnahme, sind entweder, Betrogene, oder Betrüger; und ich sehe es für eine meiner heiligsten Pflichten an, jeden meiner Mitbürger vor diesen Betrügern, wovon es

überall, aber besonders in England, wimmelt, zu warnen. Die Arkana bestehen entweder aus wirksamen, oder unwirksamen Mitteln. Im letzten Falle, erschöpfen sie nicht allein den Beutel ohne allen Nutzen, sondern sie schaden auch, weil man inzwischen die Zeit versäumt, gute Arzneyen zu gebrauchen. Im ersten Falle aber läuft man die gröfste Gefahr, von Mitteln, die nicht auf jede Konstituzion, jedes Alter, und auf jede Individualität passen, in die traurigste Lage versetzt zu werden. Dank sey es der Weisheit jener Regierung, die durch scharfe Polizeygesetze, sowohl den öffentlichen Verkauf als die Ankündigung der Arkanen in Zeitungen verbothen hat!

Die Arzneywissenschaft, wenn sie auch auf den höchsten Gipfel ihrer Vollkommenheit gelanget, bleibt doch immer eine Wissenschaft, deren Zweck gegen ein Naturgesetz, das sie wohl öfters entfernen aber nie abhalten kann, gerichtet ist. Ich spreche von dem Tode, einer eben so natürlichen Erscheinung, als jene des Lebens, die nur der Aberglauben sich unter dem Bilde des Mannes mit dem Stundenglas und mit der Sense in der Hand, — der Philosoph aber unter dem Bilde des Schlafes, sich denket.

Nicht mehr seyn — in den Schoofs der Erde zurückkehren, woraus wir entstanden — alles, was man besitzet und liebt hienieden auf ewig verlassen — sind allerdings furchtbare Gedanken,

die übrigens mehr jenen, der sie bey gesundem Leibe, als jenen, der sie auf dem Sterbebette denkt, erschrecken. Die meisten Kranken sterben so sanft, als man einschläft. Sterben ist Grimasse, sagt Weikard. *)

Wenn man alles, was von den gröfsten Philosophen über diesen Gegenstand gesagt worden ist, mit vorurtheilsfreyem Blicke überschaut, so mufs man in der That die Lage der Ärzte bedauern, die meistens, wenn einer ihrer Pazienten stirbt, die Schuld auf sich nehmen müssen, und von der Familie des Abgelebten mít dem ehrenvollen Prädikate eines Mörders beehrt werden. Vorwürfe dieser Art machen, dafs Ärzte nicht selten, wenn sie alle Hoffnung aufgeben, den Pazienten früher verlassen, als sie es eigentlich thun sollten. So kömmt es, dafs mancher Kranke, der vielleicht noch hätte gerettet werden können, dem Tode in die Arme geworfen wird; dafs man so manchen Unglücklichen mit jenen Schmerzen hilflos kämpfen läfst, für welche die ärztliche Kunst noch Linderung gehabt hätte. Überhaupt haben die Ärzte, wie der grofse Bacon so treffend bemerkt, die Behandlung der Sterbenden fast gänzlich übersehen, und viele von den Mitteln versäumt, die diesen Zustand zu mildern, und den Tod leichter zu machen, ohne ihn doch zu befördern, im Stande sind. Damit sie

*) Philosophischer Arzt.

aber diese Lücke ausfüllen, und mit der wohlthätigen Hand ihrer Wissenschaft auch bis in das Grab reichen können; müssen die Anverwandte und Freunde des Sterbenden durch Vorwürfe den Arzt, den der Tod seines Pazienten ohnehin so leicht aufser Fassung bringt, nicht zurückschrecken.

Zum Schlufse theile ich hier einige Bemerkungen über medizinishe Zeugnifse, und den Ärztelohn mit.

Oft zwingen alle bürgerliche Pflichten einen Mann zur Erfüllung der Gesetze, von welcher ihn allein der Arzt lossprechen kann. Durch ärztliche Zeugnifse geniefset der Bürger, welcher zur Vertheidigung des Vaterlandes an die Grenze eilen sollte, häusliche Ruhe und Zufriedenheit; und durch ärztliche Zeugnisse werden andere Staatspflichten aufgehoben, und fast alle gesellschaftliche Verträge aufgelöst. Dafs dieses grofse, schöne Recht nicht verloren gehe; damit die Ärzte dasselbe auch ferner zum Besten wahrhaft unglüclicher Menschen ausüben; ist es ein unabläfsliches Bedingnifs, dafs sie, bey Ausfertigung ihrer Zeugnisse, nach der strengsten Moral, mit der gröfsten Gewissenhaftigkeit zu Werke gehen. Man mufs es wirklich der grofsen Nachsicht der Richter zuschreiben, wenn selbe fortfahren die medizinischen Zeugnisse ohne Unterschied mit ihrem Zutrauen zu beehren, da es allgemein bekannt ist, wie leicht gewisse Ärzte, aus Unbesonnenheit, aus Furcht, aus Freundschaft,

aus Interesse u. s. w. Zeugnisse von Dingen ablegen, von deren Ungrund niemand besser überzeugt ist, als sie selbst es seyn müssen. Nie sollte das Publikum, das aus diesem Rechte der Ärzte allein Vortheile zieht, Forderungen an diese stellen, die mit der Ehrlichkeit des Mannes nicht bestehen können, und die so leicht Fehltritte veranlassen. Übrigens betrügen sich die Ärzte sehr, wenn sie glauben, daſs jene, welchen sie falsche Zeugnisse ausstellen, ihnen dafür Dank wissen werden; vorzüglich dann, wenn Eigennutz oder *auri sacra fames* hiebey im Spiele waren. Nein! der Menschenkenner weiſs es: tiefe Verachtung allein wird der Lohn solcher schändlichen Handlungen seyn. Wer hat Achtung, wer Verehrung oder Zutrauen für den Mann, von dem man weiſs, daſs er aus niedrigem Egoismus die Wohlthätigkeit der Gesetze miſsbrauchet, Mitbürger und Staat betrügt?

Es ist wirklich ungerecht, den Schein des Lächerlichen, oder gar der Verachtung auf die Nothwendigkeit, in die sich Ärzte versetzt sehen, sich von ihren Pazienten z a h l e n  z u  l a s s e n, zu werfen. Ist nicht jeder Staatsdiener vom Volke belohnt? Warum sollte es der Arzt nicht seyn? Die Differenz zwischen dem Lohne des Arztes und jenem des Staatsdieners, liegt nur darinn, daſs jener sein Geld unmittelbar aus den Händen der Staatsbürger, dieser mittelbar empfängt.

Die Ärzte mögen indessen selbst Veranlas-

sung zu diesem Vorurtheile gegeben, und die Satyre durch ihren oft unersättlichen Geiz aufgereizet haben. Dessen ohnerachtet kann nur ein Undankbarer die Schuld läugnen, die er an einen Arzt abzutragen hat, der ihm einen grofsen Theil seiner Zeit, oft mit Gefahr seines Lebens, aufopfert. In Rücksicht der Art, mit welcher Ärzte ihren Lohn begehren, oder erhalten können, läfst sich nichts Bestimmtes sagen, da hierin alles auf die Landessitte ankömmt. Gewifs wird sich jener Arzt am meisten empfehlen, der, weit entfernt von Geize und Eigennutz, sich durch Mäfsigkeit in seinen Forderungen unterscheidet, und nie dem Armen seine unentgeltliche Hilfe versagt.

## *Druckfehler.*

| *Seite* | *Zeile* | *anstatt* | *lese:* |
|---|---|---|---|
| 14 | 3 | praktiscke | praktische |
| 83 | 15 | fühig | fähig |
| 88 | 5 | *vertu* | *ventre* |

# Anmerkung.

Da verschiedene Werke, deren Verfasser ich bin, meinem Vater Johann Peter Frank zugeschrieben werden, und dieſs leicht eine Quelle von Irrthümern werden könnte; so theile ich hiemit ein Verzeichniſs der von mir durch den Druck bekannt gemachten, theils eigenen Schriften, theils Übersetzungen mit.

*Lettera sulla dottrina di Brown del Dottore Giuseppe Frank. Al Signe Brugnatelli. Pavia.* in dem *Giornale Fisico-Medico di Brugnatelli.* 1794. *Vol. IV.* Übersetzt von M. A. Weikard Frankfurt 1796.

*Ricerche sullo stato della medicina, secondo i principj della Filosofia induttiva, di Roberto Jones. Traduzione dall Inglese. (An Enquiry into the state of medicine on the principles of inductive Philosophie, by Robert Jones.) coll' aggiunta di alcune annotazioni da Giuseppe Frank.* Einige dieser Noten sind von Doktor Eyerl in das Deutsche übersetzt. *Vid.* Lehrbegriff der brownischen Arzneylehre. Wien 1796.

*Prospetto di un Systema piu semplice di medicina, ossia: Dilucidazione e Conferma della nuova dottrina medica di Brown; del Dottore Weickard. Tradotto dal Tedesco* (Entwurf einer einfachern Arzneykunst, oder: Erläuterung und Bestätigung der Brownischen Arzneylehre von Weikard.) *coll' agiunta di alcune annotazioni da Giuseppe Frank.* Dieses Werk ist sammt den Anmerkungen unter folgenden Titeln in das Französische und Spanische übersetzt:

*Doctrine medicale simplifié, ou Eclaircissement et confirmation du noveau systeme de medicine de Brown, par le Doct. Weikard; avec les notes de Joseph Frank. Ouvrage traduit de l'italien par Rene-Josep Bertie, Docteur en médecine de la ci-devant faculté de médecine de Montpellier. A Paris chez Theophile Barrois.*

*Prospetto de una medicina mas sencilla y mas humana ò sea ilustration y confirmacion de la nueva Doctrina de Brown por el Dr. Weikard Consejero de Estado del Emperador de Rusia: traducido de aleman por el Dr. Joseph Frank medico primero en el hospital general civico de Vienna: publicado en Castellano por el Dr. Don Joachim Serrano Manzano, Medico Secretario perpetuo de Gobernio del Real Colegio de Madrid, y del Real estudio de Medicina pratica. Dos tomos.*

*Lettera ad un amico sopra diversi punti, interessanti anche i non medici, di Giuseppe Frank. Pavia* 1790. Übersetzt von Herrn Staatsrath Weikard, unter dem Titel: Brief an einen Freund über verschiedene Punkte der Arzneykunst, welche auch interessant für Nichtärzte sind. Heilbronn 1796.

*Ratio instituti clinici Ticinensis, a mense Januario usque ad finem Junii MDCCXCV, quam reddit Josephus Frank. Praefatus est Joannes Petrus Frank. Viennae* 1797 Nachgedruckt zu Pavia mit dem Beysatze: *Editio prima italica, animadversionibus completata, curante Valeriano Brera. Ticini* 1797. Übersetzt ins Deutsche mit Anmerkungen von Dokt. Schäffer in Ulm, unter dem Titel: Heilart in der klinischen Lehranstalt zu Pavia. Wien 1797.

Erläuterungen der brownischen Arzneylehre von Joseph Frank. Heilbronn 1797. Nachgedruckt zu Wien bey Wappler.

Beschreibung des Nervenfiebers, das unter den jungen Ärzten, welche die praktische Schule zu Wien besuchen, gegen Ende des Jahres 1796 geherrschet hat: nebst einigen Bemerkungen über die Behandlung des Typhus, von Joseph Frank. Gedruckt in der Sammlung medizinisch-praktischer Beobachtungen, herausgegeben von Weikard, russich-kaiserl. Etatsrathe Ulm 1798. Übersetzt in das italienische unter dem Titel: *Osservazioni intorno alla febbre nervosa, la quale ha regnato nell'anno* 1796. *presso gli Giovani Medici che frequentarono la Scuola Clinica di Vienna trad. coll'aggiunta di varie annotazioni dal Dottore Giovanni Malfatti, Medico nello Spedale di Vienna.*

Schreiben an Herrn Professor Röschlaub in Bamberg, in Rücksicht des von Herrn Hufeland herausgegebenen Werkchen: über Nervenfieber und dessen Complikationen. (Röschlaubs Magazin 3 B. 2 St.) von Joseph Frank.

Handbuch der Toxicologie nach den Grundsätzen der Brownischen Arzneylehre und der neuern Chemie, von Joseph Frank.